

KORRESPONDENZBLATT



Herausgegeben vom Pfarrer- und Pfarrerinnenverein
in der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern

Nr. 8/9 Aug./Sept. 2003 118. Jahrgang

Vorwärts ins Land der Verheißung

Karl Steinbauers prophetische Zeitdeutung

1. Vorüberlegungen zur Bibelhermeneutik

Wir können gerade im akademischen Rahmen nicht mehr mit der Bibel umgehen, ohne uns Rechenschaft über unser Verstehen zu geben. Man mag das begrüßen oder bedauern. Es läßt sich aber nicht gut ändern. Ich will dazu nun nicht die hermeneutischen Debatten der Theologen, wie sie die letzten zweihundert Jahre gelaufen sind, wiederholen. Ich nenne nur einen grundlegenden Sachverhalt. Den müssen wir allerdings klar vor Augen haben, wenn wir verstehen wollen, wie Karl Steinbauer mit biblischen Texten, Worten und Geschichten so umgegangen ist, daß sich ihm darin Gottes Handeln in der eigenen Gegenwart erschlossen hat. Das meine ich ja, wenn ich von seiner prophetischen Zeitdeutung rede.

Dazu mache ich zunächst auf eine scheinbare Banalität aufmerksam. Wenn wir den Vorgang des Verstehens reflektieren, dann setzen wir dabei voraus: Da ist der biblische Text, oder besser im Plural: Da sind die biblischen Texte, die verstanden werden sollen. Und da sind auf der anderen Seite wir, die diese Texte zu verstehen suchen. »Wir«, das brauche ich nun nicht weiter aufzuschlüsseln. Es genügt, darauf hinzuweisen: »Wir« sind bei diesem Vorgang des Verstehens aktiv. »Wir« beschäftigen uns mit dem Text, legen ihn aus, befragen ihn nach der historischen Situation, in der er entstanden ist und nach dem, was er uns von seinen Autoren wie dann von seiner Tradition verrät. Als »historisch-kritische Methode« lernen wir Theologen diese Art der Auslegung und

bringen es in ihr zu einer mehr oder weniger großen Fertigkeit. Wir kennen freilich auch andere Weisen des Umgangs mit den biblischen Texten. Wir können sie meditieren, können sie als Bibliodrama nachspielen, können versuchen, uns diese Texte existentiell anzueignen. Und auch darauf läßt sich leicht eine Antwort geben, warum wir uns so in vielfältiger Weise mit den biblischen Texten beschäftigen: Wir erwarten, daß da etwas zu finden ist, das wichtig ist für uns, das uns angeht.

Spinne ich diesen Gedanken weiter, dann wird rasch kenntlich werden: so selbstverständlich und banal ist die gängige Vorstellung doch nicht. Also die scheinbare Banalität, daß bei einem solchen Vorgang des Verstehens wir, die Ausleger, aktiv sind. Der Text, der verstanden werden soll, wäre dann der allein passive Gegenstand solcher Verstehensbemühungen. Wie weit das, worauf ich jetzt hinweisen möchte, ganz allgemein gilt, also auch für das Verstehen anderer als der biblischen Texte, darüber brauche ich mich jetzt nicht auszulassen. Auf jeden Fall muß das zunächst von mir genannte Modell dahin verändert werden: nicht nur wir, die mit Texten umgehen und sie zu verstehen suchen, sind aktiv. Vielmehr sind die Texte selbst aktive Partner im Vorgang einer solchen Auslegung. Nicht nur wir beschäftigen uns mit diesen Texten. Vielmehr sind es die Texte selbst, die uns beschäftigen, festhalten, nicht mehr los lassen.

Dazu führe ich Karl Steinbauer mit dem Vorwort zu seinen bekannten Mosepredigten an: »Die Geburtsstunde dieser Predigten ist eine Unterrichtsstun-

Inhalt

■ Artikel

- Dr. Friedrich Mildenerger,**
Vorwärts ins Land
der Verheißung 125
- Aki Gonser,**
Garry in Kansas City 130
- Andreas Richter-Boehne,**
Sanierungsgottesdienst 131
- Martin Ost,**
Liebe Leserin, lieber Leser 142
- GVEE,**
GVEE aktuell 132
- Dr. Karl F. Grimmer,**
Nicht ohne Praxis d. Glaubens 134

■ Aussprache

- Hanns Leiner,**
Wer keinen Standpunkt hat... 135
- BCJ,**
Wir sind verwundert
und entsetzt 136
- Klaus Ziermann,**
Er-Lösung i. kommenden Reich 137
- Udo Hahn,**
Kirchliches »Who is Who« 137
- Herhard Mundt,**
Von Gott gewollt 138
- Paul Geißendörfer,**
An der Synode sparen 138
- Dr. Werner Hofmann,**
Spenden und Sparen 138
- Folker Hesse,**
Schlankheitskur 139

■ Bericht

- Frieder Jehnes,**
Widerstand im Wandel 139

■ Bücher

- Thomas Paulsteiner,**
Dekanatsbuch Lohr 142
- Martin Ost,**
Menschen mit einer Mission 143

■ Hinweise

- Herbsttagung 127
- Ordinationsjubiläum 131

■ Ankündigungen

143

de, wohl schon 1933, in der Sakristei der Kirche in Kochel am See, während der mich plötzlich das ganze Geschehen dieser Mosekapitel so ansprach, als geschähe dies alles heute unter uns. Seitdem ließ mich dieses Wort als ein Wort Gottes an uns nicht mehr los.« (82) Das kennen wir alle, daß uns so ein geschriebenes Wort lebendig wird, daß es uns nicht mehr los läßt, daß es Kopf und Herz beschäftigt, vielleicht wirklich auf eine lange Zeit hin. Was wir allenfalls, anders als Karl Steinbauer hier, nicht immer und nicht mit derselben Gewißheit sagen werden: dieses Wort, das mich da nicht mehr los läßt, das ist ein Wort Gottes an uns. Und darum muß ich es unbedingt weiter sagen und an die ausrichten, die es angeht. Um es mit Steinbauers Formulierung zu sagen: Weil es Zeugnis für sie ist, darum haben wir die Pflicht, ihnen dieses Zeugnis auch zu gönnen.

Hier muß ich nun einen polemischen Exkurs einfügen: Die historisch-kritische Methode ist dort, wo sie streng und grundsätzlich angewandt wird, darum bemüht, die Überlegenheit der Ausleger über die biblischen Texte zu behaupten und festzuhalten. Da soll die Aktivität ganz beim Ausleger sein und der Text darf nur sagen, was der Ausleger ihn sagen läßt. Solche Auslegung ist hofentlich nicht bloß mit sich selbst beschäftigt. Sie nimmt die Texte, mit denen sie sich befaßt, sehr ernst. Sie will diese Texte in ihrer ursprünglichen Aussageintention zu Wort kommen lassen. Sie will sie in ihrer Eigentümlichkeit, gerade in ihrer Fremdheit, stehen lassen und warnt davor, diese biblischen Texte vorschnell anzueignen und für die eigenen Gedanken, Intentionen, Interessen anzuführen. Aber damit nimmt sie diesen Texten ihre gegenwärtige Lebendigkeit und macht sie zum bloßen Gegenstand eines Verstehens, das möglichst »objektiv« sein soll, allgemein mitteilbar und möglichst von allen mit der Auslegung dieser Texte befaßten Personen nachzuvollziehen. Wort Gottes, und das heißt natürlich immer: Wort Gottes an uns heute können diese Texte dann nicht sein. Um diesen Anspruch, der seinerzeit von der Kirche für die Bibel erhoben wurde, zu bestreiten, ist die historisch-kritische Methode einmal ausgebildet worden. Und auch wenn sich die Schärfe dieser Kritik durch Gewohnheit und langen Gebrauch abgeschliffen hat: dieses Merkmal ihres Ursprungs haftet ihr bis heute an.

Was mich an der Bibelauslegung Karl Steinbauers immer wieder fasziniert, ist die Selbstverständlichkeit, mit der er dem Wort der Bibel die Aktivität, die eigentliche Lebendigkeit zudenkt und darum selbst nur agieren kann als einer, der von diesem Wort ergriffen ist und darum beauftragt, dieses ergreifende Wort weiterzusagen, es denen zu bezeugen, die es angeht. Seine eigene unbestreitbare Aktivität ist ganz von diesem Wort beansprucht, in Dienst genommen. Weil er sieht, anders, besser sieht als viele Andere, darum muß er reden. Ich sage das noch einmal, um nicht mißverstanden zu werden: Unbestreitbar ist Karl Steinbauer aktiv, wenn er die Bibel liest, wenn er sie auslegt, wenn er predigt, wenn er Texte abschreibt und weitergibt. Aber er selbst sieht sich dabei in der Rolle dessen, der in Dienst genommen ist, der nicht in eigener Vollmacht redet, streitet, straft und tröstet. Das Wort, Christus als dieses Wort Gottes und Gott selbst, der diesen Christus gesandt hat, ist der, der letztlich handelt und darum auch verantwortlich ist für das, was bei solchem Reden, Streiten, Strafen und Trösten herauskommt. Dem will ich nun ein Stück weit nachfragen.

2. Die Gewissensbindung Steinbauers an das Luthेरische Bekenntnis

Ein solcher unmittelbarer Umgang mit den biblischen Texten oder Geschichten, wie er bei Karl Steinbauer vorliegt, ist natürlich nicht eine einmalige Sache. Er begegnet uns in den verschiedensten Spielarten. Und in aller Regel ist uns ein solcher Umgang beschwerlich, so wie seinerzeit Karl Steinbauers Umgang mit biblischen Texten beispielsweise für seinen Bischof und seine Kirchenleitung beschwerlich gewesen ist. Wir haben heute für einen solchen Umgang mit der Bibel ein polemisches Schlagwort bereit: Das ist Fundamentalismus. Solcher Fundamentalismus ist eng, sektiererisch, unmodern, kommunikationsunfähig, und darum nicht unsere Sache. Nach den gegenwärtig gängigen Maßstäben könnte man Karl Steinbauer in der Tat als einen Fundamentalisten bezeichnen. Ließen wir die negative Konnotation dieser Bezeichnung weg, dann hätte ich dagegen auch nichts einzuwenden.

Freilich muß dann immer mit bedacht werden, daß dieser Umgang Steinbauers mit den biblischen Texten hoch reflektiert gewesen ist. Und zwar re-

flektiert im Sinne einer an Luther selbst geschulten und immer wieder kontrollierten Hermeneutik: Die biblischen Texte haben ihr Zentrum und ihren Maßstab an Jesus Christus, durch den Gott selbst uns mit sich versöhnt hat. Jesus Christus ist Gottes Wort an die Welt, ist die Aufforderung, sich Gottes rechtfertigendes Handeln gefallen zu lassen. Darum ist es das vom Gesetz unterschiedene, freilich zugleich mit ihm verbundene Evangelium, auf das die ganze Schrift zielt. Nur in unmittelbarer Verbindung mit dieser Gesamtintention des biblischen Wortes kann der einzelne Text, kann die einzelne biblische Geschichte bindendes Gotteswort für die gegenwärtige Kirche und ihre Zeugnisverpflichtung gegenüber der Welt sein.

Rechtfertigung um Christi willen allein aus Glauben ist also der Schlüssel zum Verständnis der biblischen Texte. Das schließt freilich ein, daß sich diese Texte an Menschen wenden, die diese Rechtfertigung brauchen, weil sie sich in ihrer Sündhaftigkeit nicht selbst rechtfertigen können. Das auch und gerade dann nicht, wenn sie meinen, sie könnten und müßten das tun. Hier muß ich nun ein zweites Merkmal nennen, das ich als für den Umgang Karl Steinbauers mit den biblischen Texten kennzeichnend erfahren habe: Seine Gewissenhaftigkeit und Rechtllichkeit, die sich selbst wie denen, die mit ihm zu tun hatten, kein Ausweichen und erst recht keine krummen Touren erlaubt. Ich kann das auch mit dem Ausdruck »Gottesfurcht« bezeichnen. Eine charakteristische Wendung, die in seinen Erzählungen immer wieder auftaucht, ist die: »Ich hab mich nicht getraut« - etwa mit dem Läuten der Kirchenglocken den Wahlbetrug der Nationalsozialisten zu decken oder mit dem Ariernachweis den Zugang zum Religionsunterricht in der Schule zu erkaufen, während doch Jesus selbst, der Jude, draußen bleiben müßte.

Es ist hier nicht der Ort, um ausführlich auf Steinbauers Verständnis von Röm 13,1-7 und damit verbunden seine Auffassung der »Zwei-Reiche-Lehre« einzugehen. Der Hinweis muß genügen, dass die mit dem Zeugnis des Evangeliums betrauten Menschen gerade auch den politisch handelnden Personen das Zeugnis schuldig sind. Dadurch sollen sie je an ihrem Ort auf ihre Verantwortung für Recht und Wahrheit im öffentlichen politischen Leben des Gemeinwesens hingewiesen werden. Das ist

das den Christen aufgetragene politische Handeln. Es soll also nicht zu einer Trennung von Staat und Kirche kommen. Vielmehr ist die Kirche mit ihrem Zeugnis gerade an die politisch handelnden Personen verantwortlich dafür, daß Gottes Wille und so Recht und Wahrheit im Staatswesen in Geltung bleiben. Auch diese Folgerung aus seinem Verständnis des lutherischen Bekenntnisses ist in das Verständnis der biblischen Texte bei Karl Steinbauer eingegangen. Dass das Gotteswort der Schrift unmittelbar die Gegenwart betrifft, konkretisiert sich also auch darin, dass es neben der Zuspitzung auf die Kirche sich an diesen politisch handelnden Personenkreis wendet. Auch dieser Blick auf die im Gemeinwesen handelnden Personen gehört für mich zu den prophetischen Zügen im Wirken Karl Steinbauers.

3. Die eigene Zeit im Licht der biblischen Geschichte

Das Gotteswort selbst, die biblischen Texte und Geschichten, legen »uns« aus. So ließe sich etwas zugespitzt sagen. Das ist die Konsequenz daraus, daß die Aktivität im Vorgang des Verstehens primär bei dem Gotteswort der Schrift liegt. »Wenn da eine Frage aufkam, wenn etwas zu entscheiden war, wenn etwas gesagt werden mußte, dann hab ich sozusagen in Gedanken die Bibel durchgeblättert, bis das richtige Wort aufleuchtete: So konnte Karl Steinbauer das schildern. Das war freilich nicht die Benutzung der Bibel als Orakelbuch, wie das beim »Däumeln« oder »Nadeln« und in etwas abgemilderter Form bei der Festlegung der Herrnhuter Losungen der Fall ist. Vielmehr ist da die eigene Zeit, verstanden oder erst recht in ihrer Fraglichkeit erfaßt, in Bewegung. Und Ziel dieser Bewegung ist es, dass sie an die Bibel so andocken kann, dass es da hin und her zur Kommunikation kommt.

Zur Verdeutlichung führe ich den Eingang der »Verhaftungspredigt« vom 8.1.1939 über Mt 2,13-23 an. »Jesus auf der Flucht nach Ägypten« so setzt Steinbauer ein: darüber könne man ein Buch schreiben, das die ganze Kirchengeschichte von ihren Anfängen bis heute umfasse, und daneben, auch durch die ganze Kirchengeschichte hindurch, der Bethlehemische Kindermord. Gestalt und Namen des Verfolgers änderten sich. Aber diese Verfolger können des Kindleins nicht habhaft werden, bei allem hin und her zwischen geheuchelter

Religiosität und nackter grausamer Brutalität. Steinbauer schildert diese Geschichte in einigen Stationen, um dann auf die eigene Situation zu kommen, den Kindermord, bei dem man durch eine nationalsozialistische Indoktrination den Kindern und der jungen Generation den Heiland entfremden und aus dem Herzen reißen wolle. Wir hätten für diese Not nur deshalb vielfach keine Augen, weil es ein unblutiger bethlehemitischer Kindermord sei, der sich da vollziehe. »Es müßten Leichenwägen fahren für die, denen Christus aus dem Herzen gerissen worden ist, für die Opfer dieses unblutigen bethlehemitischen Kindermordes, dann würde uns die Haut schauern!« (234) Dazu nenne ich einen möglichen Einwand: Wird hier nicht die Geschichte in ihrer Einmaligkeit mißachtet, auf typische Vorgänge reduziert, die dann wieder die doch ebenso einmalige Gegenwart in solcher Typik erfassen wollen? Das ist doch der althergebrachte Gebrauch oder Mißbrauch der Geschichte als einer Beispielsammlung, die es ermöglichen soll, für die Gegenwart zu lernen. Ob das überhaupt möglich sei, ob sich also in der Tat aus der Geschichte lernen läßt, das ist dann allerdings eine immer umstrittene Frage. Diesem Einwand könnte dann Recht gegeben werden, wenn nicht die besondere Dignität jener biblischen Geschichte beachtet würde, an welche die jeweilige Gegenwart angrenzt. Jedenfalls für das Verstehen Steinbauers ist ja zentrale Vorgabe, dass da nicht eine beliebige geschichtliche Begebenheit mit einer anderen geschichtlichen Begebenheit verglichen wird, um daraus dann eine Nutzenanwendung zu ziehen. Vielmehr ist es die Geschichte des Gottesvolkes mit ihrem Zentrum in der Menschwerdung Gottes in Christus selbst, die als kritischer Maßstab die Beurteilung der Gegenwart ermöglicht und zu einer solchen Beurteilung nötigt. Darum sind es ja nicht eigentlich wir, die vergleichen und beurteilen. Wir werden verglichen und beurteilt von diesen biblischen Geschichten her. So ist Karl Steinbauers Anführung dieser Gottesgeschichte als Deutung der eigenen Erfahrungen zu verstehen. In dieser Geschichte wird kenntlich, wie Gott selbst richtend und rettend in unserer eigenen Gegenwart am Werk ist.

Sicher könnten wir jetzt anfangen, erst recht diese Voraussetzung kritisch in Frage zu stellen. Sie liegt ja einerseits quer zu der Grundvoraussetzung der hi-

Herbsttagung 2003

Mitgliederversammlung und Versammlung der Vertrauenspfarrer und -pfarrerinnen des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern

Montag, 6. Oktober 2003
im
Caritas-Pirckheimer-Haus,
Königstr. 64
90402 Nürnberg

10.00 Uhr Begrüßung
Andacht
Totengedenken

Tagungsthema:
»Effizientes Wirtschaften
in der Kirche«

Mittagessen

Vorstandsbericht
Aussprache

Vorlage
der Jahresrechnung 2001/2002

Bericht
der Rechnungsprüfer

Vorlage
des Haushaltsplanes 2004

Bestätigung der Berufung der Vertreterin der Vikare und Vikarinnen, der Pfarrer und Pfarrerinnen auf Probe in den Hauptvorstand

Bestellung eines neuen Rechnungsprüfers

Anträge aus der Versammlung der Vertrauenspfarrer und -pfarrerinnen (nach Möglichkeit bis zum 16.09.03 schriftlich an den 1. Vorsitzenden richten!)

16.00 Uhr
Ende der Versammlung

Alle Mitglieder sind herzlich eingeladen. Aus organisatorischen Gründen ist eine Anmeldung in der Geschäftsstelle bis zum 24.09.03 erbeten.

gez. Klaus Weber, 1. Vorsitzender
gez. Dr. Hermann Ruttmann,
2. Vorsitzender

storischen Bibelauslegung aller Spielarten bis zu den evangelikalen Konstrukten einer Heilsgeschichte: dass Geschichte ein linearer Ablauf sei, in dem Früher und Später, Vorher und Nachher nun einmal nicht zusammen kommen können. Sie ist andererseits - und dieser Einwand ist gegenwärtig sicher noch aktueller - einer religiösen Weltanschauung kaum zu vermitteln, wie sie gegenwärtig gang und gäbe ist; nehmen wir als Anschauung dafür den spektakulären Auftritt des Dalai Lama auf dem ökumenischen Kirchentag. Sie erhebt ja in aller Deutlichkeit einen christologisch begründeten Anspruch, der einen interreligiösen Dialog stört, weil er die Einzigkeit der biblischen Gottesgeschichte als ihre Einzigartigkeit behauptet, die anderen Geschichten ihren Rang bestreiten muß. Hier müssen wir freilich sehr behutsam sein mit unseren Urteilen. Eine solche kritische Diskussion hin und her wäre ja nur von einem Standpunkt aus möglich, der sich selbst aus dem Anspruch konkreter Entscheidungssituationen zurücknimmt und auf allgemeine Bestimmungen ausgeht, die immer und überall gelten sollen. Die Betroffenheit durch ein Jetzt und Hier, das Entscheidung verlangt, wird so aufgehoben. Man verständigt sich auf ein allgemeines Toleranzprinzip. Die dann doch jeweils nötigen Entscheidungen werden nach Gewohnheit oder nach pragmatischen Gesichtspunkten getroffen, die jedenfalls aus dem Kontext der prophetischen Wahrnehmung der eigenen Zeit im Licht des Bibelwortes herausfallen. Für eine solche Wahrnehmung aber ist Steinbauer mit seinem Zeugnis eingestanden.

Was Karl Steinbauer in seinen Gesprächen mit Landesbischof Meiser begegnete, bringt das sehr deutlich auf den Punkt. In dem Streit darüber, ob die Bischöfe im Januar 1934 in ihrer Audienz bei Hitler das Bekenntnis verleugnet, die Kirche verraten und die Pfarrer im Notbund im Stich gelassen hätten, bekam er von seinem Bischof die Auskunft: »Was Sie hier sagen, ist theologisch alles sehr fein, aber wir müssen mit gegebenen Tatsachen rechnen«. Die gegebenen Tatsachen seien für Meiser eindeutig Adolf Hitler, seine Macht, sein Drohen, seine Staatszuschüsse für die Kirche gewesen. »Ich hab darauf geantwortet: Es fragt sich nur, ob der Herr Christus, dem gegeben ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden, auch noch eine gegebene Tatsache ist, mit der wir in der Kirche rechnen dürfen« (Zeugnis

I,120f). Mit dieser Behauptung, die für Steinbauer die unwiderlegliche Vorgabe seiner Zeitdeutung und damit verbunden seines Redens und Handelns ist, steht und fällt das Recht seines Anspruches. Ich will und kann diesen Anspruch hier darum nicht als eine allgemeine Bestimmung der Wirklichkeit behaupten, also zu einem ontologischen Grunddatum erheben. Aber für ein Verständnis der Zeitdeutung Steinbauers im Licht des Bibelwortes ist er unumgänglich.

4. Der Anspruch der Gottesgeschichte an die eigene Gegenwart

Solche prophetische Zeitdeutung, wie sie bei Steinbauer begegnet, kann also nicht neutral sein. Sie stellt in die Entscheidung, ob das nun wahr sei und also gelte und das Handeln bestimme, oder ob man darüber diskutieren und es im Zweifelsfall als »theologisch sehr fein« und zugleich als für das Handeln irrelevant beiseite stellen könne. Für Steinbauer ist diese Entscheidung gefallen. Aber eben darum nötigt er andere zu solcher Entscheidung. Ich gehe dazu nun etwas näher auf die »Mosepredigten« von Karl Steinbauer ein. An ihnen hat er immer wieder gearbeitet, hat sie weitergedacht und dann ja auch veröffentlicht, weil er meinte, sie seien auch nach der Zeit des Kirchenkampfes und des dritten Reiches für die kirchliche Gegenwart von unmittelbarer Bedeutung. Ich selbst habe Steinbauer als Prediger dieser Mosepredigten zuerst wahrgenommen. Ihr Text ist die Erzählung in 4.Mose 13 und 14. Da ist das Gottesvolk auf seinem Zug aus Ägypten durch die Wüste am Rand des verheißenen, des gelobten Landes angekommen. Mose sendet Kundschafter aus, von jedem der 12 Stämme einen vornehmen Mann, die dieses gelobte Land durchziehen und dem Volk davon berichten sollen. Es ist das gute Land, wie es Gott verheißt hat, so berichten die Kundschafter bei ihrer Rückkehr. »Aber...« Dieses »Aber« ist für Steinbauer der Schlüssel seiner Auslegung oder besser Anwendung des Textes. Aber da sind die Einwohner dieses Landes; die werden nun in der Erzählung der Kundschafter immer größer. »Wir sahen dort auch Enaks Söhne aus dem Geschlecht der Riesen, und wir waren in unseren Augen wie Heuschrecken und waren es auch in ihren Augen.« (4.Mose 13,33). Die Folge ist die Rebellion gegen Mose, Verzweiflung, die Absicht, einen Haupt-

mann zu wählen und unter dessen Führung wieder nach Ägypten zurückzuziehen. Gegen diesen Unglauben kommen Josua und Kaleb, die als zwei von den Kundschaftern an Gottes Verheißung erinnern, nicht an. Steinigen solle man sie, obwohl sie doch nur an Gottes Verheißung erinnerten und dazu aufforderten, im Vertrauen auf Gottes Verheißung das Land einzunehmen. Gott greift ein, und es ist nur Moses Fürbitte zu verdanken, dass nicht das ganze Volk Gottes Gericht zum Opfer fällt. In dieser Fürbitte argumentiert Mose damit, dass doch sonst die Ägypter wie die Völker im verheißenen Land an Gottes Macht, seine Verheißung wahr zu machen, zweifeln würden: weil er nicht die Macht habe, das Volk in das verheißene Land zu führen, habe er sie in der Wüste hingeschlachtet. Aber auch wenn so die totale Vernichtung des Gottesvolkes durch Moses Fürbitte abgewandt wird, bleibt es beim Gericht Gottes. Diese ganze Generation werde das verheißene Land nicht sehen. Erst ihre Kinder sollten es einnehmen dürfen.

Als Verheißung Gottes an die Kirche seiner Zeit legt Steinbauer diesen Text aus, zugleich aber auch als Gerichtswort, wie das ja nicht gut anders möglich ist. Glaube steht da gegen Unglauben, Gottes Verheißung in Christus gegen die »Tatsachen«, die immer größer und mächtiger werden. Natürlich kennt seine Kirche, sein Bischof, die Oberkirchenräte und seine Amtsbrüder Gottes Wort, kennen Christus, kennen Gottes Verheißungen und pochen auf ihr lutherisches Bekenntnis. »Aber...« da sind dann wieder die Tatsachen, die doch auch beachtet werden müssen. Ich erinnere an Meiser: »Was Sie hier sagen, ist theologisch alles sehr fein, aber wir müssen mit gegebenen Tatsachen rechnen.« Weil die Kirchenmänner den nationalsozialistischen Machthabern gegenüber nicht mit Gottes Verheißung in Christus rechneten, sondern den gegebenen Tatsachen Rechnung tragen wollten, um so die Kirche zu erhalten, darum blieben sie das aufgetragene Zeugnis schuldig, nach innen wie erst recht nach außen. Sie wollten selbst den Bestand der Kirche in dieser schwierigen Zeit verantworten, und wurden gerade damit ihrer Verantwortung als Zeugen des Gotteswortes nicht gerecht. Steinbauer selbst sieht sich in der Rolle des Kaleb, auf den man nicht hören will. Über Einzelheiten dieser Deutung ließe sich viel sagen und auch kräftig streiten. Ich mache nur noch einmal auf das

aufmerksam, was ich in den vorhergehenden Überlegungen vorgetragen habe: Diese Deutung der eigenen Zeit in den Mosepredigten steht für Steinbauer im Kontext der ganzen Bibel. Und zwar der durch das Christusgeschehen und das Rechtfertigungshandeln Gottes in diesem Christusgeschehen als ihrer Mitte ausgelegten Bibel. Bestreiten wir, dass das der angemessene Kontext für das Verstehen ist, dann ist ein Streit mit der Zeitdeutung Steinbauers sinnlos. Akzeptieren wir diese Voraussetzung Steinbauers, werden wir ihm mindestens in der Grundintention Recht geben müssen. Und fragen dann natürlich weiter, warum er mit seiner Zeitdeutung samt den Folgerungen, die er daraus gezogen hat, doch recht einsam geblieben ist. Wieso konnten ihm die leitenden Männer seiner Kirche nicht folgen?

Nachwort

Wir könnten wünschen, daß es damals anders gelaufen wäre, daß sich die leitenden Männer der Kirche auf Steinbauers Zeitdeutung eingelassen hätten. Wir können freilich auch nicht sagen, was dann aus der Kirche, was aus dem Staat, was aus dem Nationalsozialismus und aus Deutschland geworden wäre. Sicher ist ein Urteil im Nachhinein, wenn man es sowieso besser weiß, leichter als damals. Dass Karl Steinbauer damals recht hatte und dass es besser gelaufen wäre in der Kirche und auch im Staat, wenn es nach ihm gegangen wäre, wenn also die Kirche eindeutig bei dem ihr aufgetragenen Zeugnis geblieben wäre, das wollten wir zwar gerne annehmen. Aber das verlangte dann auch, daß wir uns seine Voraussetzung zu eigen machten. Dazu genügt aber nicht, daß wir seinen Ansatz des Verstehens grundsätzlich billigen. Das wäre zu einfach. Wir müßten versuchen, mit seiner Zeitdeutung in unsere eigenen Erfahrungen, Fragen und Entscheidungen weiter zu gehen. Denn nur in konkreten Entscheidungen lässt sich bewähren, was wir als Grundhaltung bei Karl Steinbauer wahrnehmen: daß die Kirche in ihrer ganzen Existenz allein von Gottes Zuwendung in Jesus Christus lebt und daran ihr Reden und Handeln auszurichten hat.

In den letzten Wochen begegnen mir noch und noch Nachrichten und Meldungen von der Nötigung, bei den öffentlichen Ausgaben zu sparen und darum nicht nur staatliche, etwa kommunale, sondern gerade auch kirchliche Einrichtungen aufzulassen. In der heu-

tigen Ausgabe der Nürnberger Nachrichten ist das die Evangelische Medienzentrale in Nürnberg. Von einer »Giftliste« mit Sparvorschlägen ist da die Rede, und die betroffenen Einrichtungen wehren sich, denn wenn schon gespart werden muß, dann soll das bei anderen geschehen, die nicht so nötig sind. Was für ein verheerendes Bild der Kirche sich da bei denen bildet, die so etwas von außen beobachten, - also bei den Ägyptern und den Kanaanäern, um bei 4.Mose 13.14 zu bleiben - das brauche ich jetzt nicht weiter auszuführen. Wo bleibt denn eigentlich die Glaubwürdigkeit einer Kirche, deren vornehmste Sorge es anscheinend ist, mit den schrumpfenden Einnahmen noch so halbwegs zurechtzukommen? Die Aktivitäten der Kirche müssen da, wie man hört, eben anders gewichtet werden, so daß es möglich bleibe, das Wesentliche auch dann weiterzuführen, wenn die zur Verfügung stehenden Mittel noch weiter zurückgehen.

Dazu frage ich mich, und will das auch gerne weiter sagen: Wie kommt es eigentlich zu einer solchen verqueren Rechnung: daß es zuerst einmal die zu erwartenden Mittel sind, an denen sich das Planen und Handeln der Kirche auszurichten hat? Ist da nicht der kirchliche Auftrag? Und ist da nicht die mit diesem Auftrag verbundene Verheißung, daß es dazu nie an Mitteln fehlen werde? Ich nenne dazu einen vielleicht nicht allen unter uns geläufigen Text: »Und sie hatten vergessen Brot mitzunehmen, und hatten nicht mehr mit sich im Boot als ein Brot. Und er gebot ihnen und sprach: Schaut zu und seht euch vor vor dem Sauerteig der Pharisäer und vor dem Sauerteig des Herodes. Und sie bedachten hin und her, daß sie kein Brot hätten. Und er merkte das und sprach zu ihnen: Was bekümmert ihr euch doch, daß ihr kein Brot habt? Versteht ihr noch nicht, und begreift ihr noch nicht? Habt ihr noch ein verhärtetes Herz in euch? Habt Augen und seht nicht und habt Ohren und hört nicht, und denkt nicht daran: Als ich die fünf Brote brach für die fünftausend, wie viel Körbe voll Brocken habt ihr da aufgesammelt? Sie sagten: Zwölf. Und als ich die sieben brach für die viertausend, wie viel Körbe voll Brocken habt ihr da aufgesammelt? Sie sagten: Sieben. Und er sprach zu ihnen: Begreift ihr denn noch nicht?« (Mk 8,14-21).

Sollte eine solche Erinnerung und Mahnung nicht genug Orientierung geben, um sich in einer solchen vergleichswei-

se harmlosen Krise der Kirche in ihrer gegenwärtigen landeskirchlichen Gestalt zurechtzufinden? Aber anscheinend sieht man überall nur zurück nach den Fleischtöpfen der staatlich garantierten Einnahmen durch eine im Grund längst obsolet gewordene Finanzierung der Kirche in Anlehnung an den Staat. Ich könnte in Erinnerung an den eben angeführten Text auch von dem Sauerteig des Herodes reden, mit dem man weiter seine Brötchen backen will. Je mehr einerseits die m.E. durchaus begrüßenswerte Säkularisierung unseres Staates fortschreitet, und je mehr andererseits das Steuersystem, an das sich die Kirche angehängt hat, sich von den direkten zu den indirekten Steuern hin verändert, desto kleiner werden die Fleischtöpfe Ägyptens samt diesem scheinbar bequemen Auskommen der Kirche werden. Was man dem Pharaon an Unterwerfung und Unterstützung dadurch schuldet, davon will ich jetzt noch gar nicht reden. Zeigt das nicht sehr deutlich: mit solchem Blick zurück wird die Kirche gewiß nicht in das verheißen Land kommen, sondern auf ihrer Wüstenwanderung immer weiter verkümmern? Nicht zurück zu den Fleischtöpfen Ägyptens, sondern vorwärts ins Land der Verheißung muß sich doch der Blick richten.

Das heißt dann konkret: Nicht eine staatliche Alimentierung kann bestimmen, was die Kirche an Aufgaben wahrzunehmen hat. Vielmehr ist es ihr Auftrag, an dem sie ihre Aufgaben auszurichten hat. Und dafür wird dann das Geld nicht fehlen. Vielleicht ist die gegenwärtige Knappheit der Mittel gerade die Chance der Kirche, sich zu verändern und aus einer Gestalt herauszukommen, die viel zu viel von dem Knechtshaus Ägypten an sich trägt. Statt zu jammern über angeblich notwendige Einschränkungen und statt sich darüber zu streiten, ob jeweils die eigenen Einrichtungen und Stellen nicht doch notwendiger sind als andere, könnte man ja auch Phantasie und Energie dafür aufwenden, nach anderen Möglichkeiten zu fragen, wie die Kirche ihre Mittel für die Aufgaben aufbringt, die mit ihrem Auftrag verbunden sind. Ich denke, das ist jetzt an der Zeit, und darüber zu diskutieren stünde der Kirche besser an als jenes Jammern, das dann bis in die Medien hinein seinen Widerhall findet. Aber da ist Gewohnheit und Gedankenlosigkeit anscheinend noch zu stark, als daß man sich ernsthaft dieser Herausforderung stellen will. Es sind ja

auch die Enakskinder in diesem Land der Verheißung, die gegebenen Tatsachen, mit denen man nun einmal rechnen muß, und so ist es verschlossen und anscheinend bleibt eben doch nur der Weg zurück nach Ägypten und die Aussichten, die der Kirche da noch bleiben. Also: sind wir gegenwärtig als Kirche bereit und fähig zu einer solchen Veränderung? Hier muß ich ohne Antwort schließen. Was Karl Steinbauer dazu

sagen würde, brauche ich dabei nicht selbst vorzubringen. Das mag sich jeder selbst fragen.

Der Text wurde am 3.06.2003 Im Karl-Steinbauer-Haus der ESG Bamberg vorgetragen
Nur mit Seitenzahl angeführte Zitate aus: »Ich glaube, darum rede ich!« Hrsg. Johannes Rehm. Tübingen, 2. Aufl. 2001.

*Prof. Dr. Friedrich Mildnerberger,
Erlangen*

Garry in Kansas City

Als ich 1993/94 in den USA studierte, erzählte ein Studienfreund nachdenklich diese Geschichte: In seinem Interimship (Vikariat, das jedoch dem Auszubildenden viel mehr Selbständigkeit und Verantwortung als hierzulande üblich überträgt) war Garry für zwei kleine Gemeinden zuständig – die eine befand sich im Speckgürtel von Kansas City die andere war ländlich geprägt, einige Meilen außerhalb.

Die Gemeinde im Speckgürtel war nur wenige Jahrzehnte alt: Sie wurde errichtet, als die evangelisch-lutherische Synode (entspricht unserer Landeskirche) beschloss, sie wolle in diesem Neubaugebiet vor Ort sein und ihr lutherisches Glaubens- und Kirchenprofil entwickeln. So wurde eine Kirche hingestellt, eine Schule (für Sunday-School; sie ist notwendig, weil die staatlichen Schulen keinen Religionsunterricht anbieten dürfen) und ein Pfarrhaus. Doch die Gemeinde entwickelte sich nicht in der prognostizierten Weise. In den 80ern konnte die stagnierende Gemeinde sich keinen eigenen Pfarrer mehr leisten und beschäftigte jeweils jährlich wechselnd Studenten, die in dieser Gemeinde ihr Interimship absolvierten.

Als Garry dort seinen Dienst antrat, bestand die Gemeinde noch aus 30 Mitgliedern (zum Vergleich: Als Faustregel dient in den USA die Zahl 30 Gemeindeglieder pro Pfarrer). Garry wurde das Gefühl nicht los, dass diese 30 Menschen sich nicht mehr aus Freude am Wort Gottes zur Gemeinde hielten, sondern aus der Verpflichtung: Wir dürfen die Gemeinde / die Kirche / den Pfarrer nicht im Stich lassen. Wenn nun auch wir nicht mehr kommen Garry be-

riet sich eingehend mit seinem Interimship Supervisor. Dieser bestätigte ihn in seiner Wahrnehmung. Sie fassten den Plan, mit dem KV eine Gemeindeauflösung zu beraten.

Der Kirchenvorstand hat beraten und beschlossen, die Gemeinde aufzulösen. Garry berichtete, letztlich seien alle froh gewesen, diese Last und diese Verpflichtung los zu werden. Die meisten haben sich anderen protestantischen Gemeinden vor Ort angeschlossen und genießen es, einer größeren Gemeinde anzugehören – sie mussten nicht mehr nur die Gemeinde tragen. Sie konnten sich auch tragen lassen.

Für Garry war die Geschichte nicht zu Ende. Er selbst war erst im Lauf seines Lebens zur lutherischen Kirche gewechselt, weil ihm die Rechtfertigungslehre so wichtig geworden ist. So versuchte er den in ihm nagenden Zweifel, ob eine Gemeindeauflösung das Richtige gewesen sei, immer wieder an Hand der Rechtfertigungslehre durchzubuchstabieren. Seine Antwort war, in dieser kleinen Gemeinschaft wurde aus sozialen Gründen die Kirche, ihr Besuch und die Zugehörigkeit zum Werk. Diese Menschen aus der so entstandenen Werkgerechtigkeit zu befreien sei gut lutherisch gewesen. – Er hat mir öfter von dieser Arbeit, den Gedanken und dem schweren Entschluss der Auflösung erzählt und ich befürchte, letztlich hat ihn diese Antwort nicht befriedigt. Auch wenn die Glaubenden in anderen Gemeinden neuen Anschluss gefunden haben. Auch wenn sein Supervisor ihn bestärkt hat. Auch wenn er sein Tun theologisch durchbuchstabieren konnte.

Meiner Aufmerksamkeit war diese Begebenheit jahrelang entglitten. Erst in den letzten Wochen hat sie wieder zurück an die Oberfläche meines Denkens gefunden. Denn ich versehe derzeit zwei halbe Stellen – wie der Garry seinerzeit im Interimship. Und stoße auf manch ähnliche Problematik.

Ich habe hier in Neunburg vorm Wald, Oberpfalz, derzeit 830 Seelen, extreme Diaspora, am 1. Februar 02 eine halbe Pfarrstelle anvertraut bekommen, die zuvor eine ganze Pfarrstelle war. Um die Stellenhalbierung etwas abzumildern, hat der Kirchenvorstand beschlossen, die Möglichkeiten nebenamtlicher Beschäftigung von Pfarramtssekretär, Mesner und Hausmeister ganz auszuschöpfen. Im Gegensatz zur Zeit der ganzen Stelle ist es so nicht mehr möglich, Rücklagen zu bilden, indem die Personalausüsse der Landeskirche teilweise nicht ausgeschöpft werden.

Bei Stellenantritt waren die Rücklagen der Gemeinden aufgebraucht: 1998 hat die Gemeinde den baufälligen alten Turm durch einen Neubau ersetzt – 100% bezahlt aus Eigenmitteln. Der Kirchenvorplatz wurde 2001 anlässlich des Besuchs des Landesbischofs neu gepflastert – der alte war wirklich keine Augenweide mehr. Das Pfarrhaus musste renoviert werden. Der Gemeindegarten bedurfte vieler Arbeit und wurde durch tatkräftige Mitarbeit der Ehrenamtlichen zur neuen Blüte gebracht.

Nach Stellenantritt wurde deutlich, dass das Kirchendach leckt und erneuert werden muss. Kostenschätzung 60.000 Euro, landeskirchliche Zuschüsse gibt es nicht mehr. Inzwischen haben wir verschiedene Spenden- und Sponsoringinitiativen ins Leben gerufen und konnten schon 11.000 Euro fürs Kirchendach sammeln. Vor kurzem besuchte uns der Brandschutzbeauftragte und forderte einen zweiten Fluchtweg für die Empore der Kirche, Pfarrbüro und Gruppenräume ein – ansonsten müsse er die entsprechenden Räumlichkeiten schließen. Geschätzte Kosten 15.000 Euro.

Wir werden es schon schaffen, die Kirche und die Gemeinderäume für den ihnen zugedachten Betrieb offen zu halten. Leicht ist das allerdings nicht, denn die Kürzungen im Sachmittelbereich und die 10%ige Haushalts-

Sanierungsgottesdienst

sperre bringt uns in die Situation, dass wir mehr als die Hälfte des Kirchgelds zur Deckung allgemeiner Kosten aufwenden müssen – dabei haben wir gespart, wo es ging, unsere Gebühren erhöht usw.

Wir können jedoch keine Rücklagen bilden. Keine für die Renovierung des Pfarrhauses im Falle eines Pfarrerwechsels. Keine für eventuell überraschend anfallende Reparaturen. Die Orgel ist 35 Jahre alt und bedarf einer Grundreinigung – derzeit nicht finanzierbar. Kurz: Finanziell leben wir von der Substanz. Das mag zwei Jahre gut gehen. Das mag fünf Jahre gut gehen. 10 Jahre lang wird es nicht gut gehen.

Ich habe vorhin vom Garry und seiner Gemeindeauflösung in Kansas City erzählt. Einer Gemeinde mit einer halben Pfarrstelle, die geschlossen wurde, weil sie nach zwei Jahrzehnten zu wenig Mitglieder hatte, um bestehen zu können. Ich setze dagegen die Gemeinde Neunburg vorm Wald, 97 Jahre alt, 830 Seelen, eine halbe Pfarrstelle, im Wachstum begriffen, mit Zukunftshoffnung und –erwartung. Wir werden sie nicht auflösen müssen, weil sie zu klein ist oder zu wenig Mitglieder hat. Ich fürchte eher, wir kommen in eine ähnliche Situation wie die Gemeinde in Kansas City, weil unsere finanzielle Basis zu schmal geworden ist.

Garry's Gemeinde wurde theologisch verantwortet und seelsorgerlich begleitet aufgelöst. Den ehemaligen Mitgliedern standen viele andere protestantische Kirchen innerhalb eines Fünfmeilenradius offen. Sollte infolge finanzieller Engpässe die Ev.-luth. Gemeinde Neunburg aufgelöst werden müssen, steht den Menschen in 20 km Umkreis keine protestantische Alternative zur Verfügung. Könnten wir uns zu gute halten, theologisch verantwortlich und seelsorgerisch kompetent gehandelt zu haben? Ich meine, solche Kriterien müssten in die derzeitige Diskussion der Verwendung unserer Gelder der Ev.-luth. Kirche in Bayern einfließen.

Aki Gonser,
Pfarrer in Neunburg vorm Wald

Die folgende kabarettistische Einlage zum Thema »Pfarrhaussanierung« wurde beim Jahresempfang der Kirchengemeinde Reichenschwand im Januar 2003 und bei der Pfarrkonferenz des Dekanats Hersbruck im Mai 2003 vorgetragen. Nach fast 1-jährigem zähen Ringen um ein Finanzierungskonzept für die Sanierung dieses ältesten Gebäudes von Reichenschwand (1557) konnte im Juni 2003 endlich ein Durchbruch erzielt werden. Das historische Gebäude wird auch weiterhin als Pfarrhaus der Kirchengemeinde fungieren.

Aus einer epd-Meldung:

Die zurückliegende Synode der Bayerischen Landeskirche war vor allem durch die Diskussion darüber geprägt, wie man angesichts der prekären finanziellen Situation – im Blick auf den Haushalt 2003 hatte sich eine Finanzierungslücke von 30 Millionen Euro aufgetan – die weitere Zukunft der Kirche und ihrer Arbeit sichern könnte. Einigkeit bestand darin, dass man auf keinen Fall mehr Schulden aufnehmen sollte und auch die bestehenden Rücklagen sollten nicht weiter angetastet werden. Der Finanzreferent sprach Klartext. Schließlich einigte man sich darauf, ein Wort an die Gemeinden herauszugeben, das daran erinnerte, wovon die Kirche eigentlich lebt. Parallel dazu beschloss man die Einführung einer neuen Gottesdienstform, des sog. Sanierungsgottesdienstes und versprach, dass man so schnell wie möglich eine passende Agende dazu erarbeiten wolle.

Das Wort der Synode hat folgenden Wortlaut:

Apg. 3,6a: »Petrus aber sprach: Gold und Silber haben wir nicht, was wir aber haben, das geben wir Euch...«
Liebe Gemeinden!

Die Lage der Kirche war noch nie so ernst. Trotzdem sind wir guten Mutes und wollen uns in dieser Situation daran erinnern, wie Kirche angefangen hat: als arme Kirche, die aber reich war an geistlichen Gütern. Die Zeit ist da, in der wir uns wieder dieser Anfänge der Kirche erinnern. Besonders den Gemeinden, die in finanziellen Schwierigkeiten sind bzw. ihre Lasten nicht mehr

selber tragen können, sagen wir: Werft euer Vertrauen nicht weg. Habt Geduld. Geld ist nicht alles im Leben.

Wir haben auf dieser Synode im Anfangs- und im Schlussgottesdienst eine Kollekte gesammelt, die wir unter den 200 Gemeinden mit den größten Schwierigkeiten aufteilen werden und hoffen, dass sich mit Hilfe der neuen Sanierungsgottesdienste weitere Mittel und Wege finden, Menschen zu motivieren, für die Sanierung von Einrichtungen der Kirche nicht nur zu beten, sondern auch konkret etwas zu tun.

Sanierungsgottesdienstagende

Zu der hier vorliegenden Agende eines Sanierungsgottesdienstes hat das Gottesdienstinstitut unserer Landeskirche wesentliche Impulse gegeben. (davon zu unterscheiden ist die schon seit längerem bekannte Form der Heilungsgottesdienste bzw. Segnungsgottesdienste. Bei den Sanierungsgottesdiensten handelt es sich um ein ergänzendes Angebot, bei dem nicht der Mensch, sondern ein kirchliches Gebäude im Mittelpunkt steht)

Auf die Situation in Reichenschwand übertragen sieht die Agende wie folgt aus:

1. *3-maliger Umzug mit Posaunenchor* um das zu sanierende Pfarrhaus, dann Einzug in die Kirche mit der unausgesprochenen Absicht, das denkmalgeschützte Pfarrhaus könnte dabei – wie seiner Zeit die Mauern Jerichos – einstürzen und doch ein Neubau erreicht werden.
2. *Orgel Improvisation* zum Thema »Wie liegt die Stätte so wüst und leer«

Ordinationsjubiläum 2004

am
Montag, 19. Juli 2004
um 13.30 Uhr in Ansbach statt.
Eingeladen sind alle Jubilarinnen und Jubilarinnen,
die 1934, 1939, 1944,
1954, 1964, 1979
ordiniert wurden

3. *Eingangslied EG 366:* »Wenn wir in höchsten Nöten sein und wissen nicht wo aus noch ein«
4. *Psalmgebet:* An den Wassern der Pegnitz saßen wir und weinten. Klagepsalm des Kirchenvorstands mit Kyrierufen unterbrochen durch die Vertrauensfrau.
5. *Zuspruch:* Hier werden die Spender der vergangenen Woche genannt. Die Gemeinde ruft jeweils: Hosian-na!
6. *Epistellesung:* Aus dem Brief des OKR Dr. Böttcher an die Gemeinde in Reichenschwand im 7.Kapitel, Verse 17ff:
»Denn ich weiß nicht, was ich tue. Denn ich tue nicht, was ich will, sondern was ich hasse, tue ich. Wenn ich aber das tue, was ich nicht will, so gebe ich doch zu, dass der Baustopp unvermeidlich war. So tue nun nicht ich es, sondern der Sparzwang, der in mir wohnt, sagt: Die Landeskirche hat kein Geld mehr. Und mit Blick auf den verheißenen Zuschuss für 2004 muss ich sagen: Wollen habe ich wohl, aber vollbringen das Notwendige finde ich nicht. Ich elender Oberkirchenrat! Wer wird mich von diesem Job erlösen?«
7. *Lied der Woche EG 623:* »Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut«
8. *Predigtelemente*
A.
Ist nicht unser ganzes Leben ständig vom Abriss bedroht, liebe Gemeinde und nagt nicht nur an unserem Äußeren, sondern auch in unserem Inneren der Zahn der Zeit? Wir alle brauchen Heilung. Wir alle müssen von Zeit zu Zeit saniert werden. Manchmal sind es nur die Zähne. Manchmal bricht ein Knochen und wir werden für eine Zeit geschient und verschalt. Und lernen in der Reha mühsam, unsere beschädigten Gliedmassen wieder zu bewegen. Manchmal haut es uns aber das ganze Gestell zusammen. Gott sei Dank gibt es heute viele Mittel und Wege, uns wieder aufzubauen, instand zu setzen, physisch und psychisch. Was können wir nicht alles reparieren, damit unser Lebenshaus bewohnbar bleibt und wir nicht unbehaust durch Leben ziehen müssen.
B)
»Weg mit den Fassaden!« hieß es im vergangenen Jahr, schonungslose Analyse. Jetzt steht es fast nackt da,

unser Pfarrhaus, nur notdürftig gekleidet mit eine paar Brettern, um geschützt zu sein vor Wind und Wetter. Wir sind den Reichenschwander Handwerkern dankbar, dass sie diesen schlimmen Schaden aufgedeckt haben, der schon seit Jahrzehnten da war, der aber - schön kaschiert - für niemanden zu sehen war.

Wie lange dauert es oft, bis auch bei uns die Fassade bröckelt, die schönen Blenden und der Schöne Schein nichts mehr nützen und der Blick frei wird auf den Menschen, der wir wirklich sind. Und es wird offenbar, wie es um unser Lebenshaus wirklich bestellt ist.

Vielleicht haben wir uns die Jahre über bemüht, ein paar Umbauten vorzunehmen, haben etwas dazugelernt, uns ein neues Outfit gegeben. Trotzdem gibt es Menschen, die glauben, unter Denkmalschutz zu stehen - und die jeden Eingriff, jeden Versuch, an sich etwas zu ändern, entrüstet abweisen. Doch einmal kommt ans Licht, ob die Fundamente, auf denen unser Leben aufliegt, wirklich noch tragen oder ob es irgendwelche Leichen im Keller gibt, von denen wir vorher nichts wussten oder die wir erfolgreich verdrängt hatten. Wir haben ja gelernt, die Fassade aufrecht zu erhalten, mehr Schein als Sein.

Doch liebe Gemeinde: Gott sieht hinter die Fassade.

9. *Lied EG 370:* »Warum sollt ich mich denn grämen?«
10. *Fürbittengebet* für alle Gemeinden mit gesperrten Kirchen und sanierungsbedürftigen Pfarr- und Gemeindehäusern. In das Gebet eingeschlossen werden die Architekten, Handwerker und Kirchenvorstände. Dazu die Bitte, es mögen sich viele Freiwillige finden, die Arbeiten zur Minimierung der Kosten übernehmen können.
11. *Vaterunser* und abschließende Bitte um den Geldsegen
13. *Singen des Liedes* »Komm, bau ein Haus, das uns beschützt.«
14. *Auszug des Posaunenchores* und nochmaliger dreifacher Umzug um des Pfarrhaus

Das »Reichenschwander Kirchenjahr«:

Die Sanierungsgottesdienste wurden im Laufe der Jahre zu einer festen Tradition in Reichenschwand. Denn zu sanie-

ren gab es immer etwas, die Friedhofsmauer, den Kirchturm, den Kirchhof, die Holzwurmbefallenen Kunstwerke und Einrichtungsstücke aus Holz. So hat der Kirchenvorstand eines Tages beschlossen, die oft als zu lang empfundene Trinitatiszeit zu unterteilen. Die ersten Sonntage nach Trinitatis laufen wie gewohnt auf den 10. Sonntag nach Trinitatis zu, genannt »Zerstörung«.

Hierbei handelt es sich um eine Reichenschwander Sondertradition (Klagegottesdienst), bei der in einem Gottesdienst in der Friedhofskapelle an ein für Reichenschwand katastrophreiches Jahr im 19. Jahrhundert erinnert wird (Ursache: Krieg, Hungersnot, hohe Kindersterblichkeit).

Der 11. Sonntag nach Trinitatis wird in Zukunft »Sanierung« genannt und die folgenden Sonntage bis zum Erntedankfest als 1.2.3.4. Sonntag nach der Sanierung.

So sind im Laufe der Jahre »Zerstörung« und »Sanierung« zu festen Begriffen geworden im dörflichen Leben der Kirchengemeinde Reichenschwand.

*Andreas Richter-Boehne,
Pfarrer in Reichenschwand*

GVEE aktuell

1. Begegnungstreffen GVEE mit dem GCLE Sachsen und Thüringen

Bei wunderbarem Wetter sind Damen und Herren unterschiedlicher Mitgliederverbände des GVEE der Einladung des GCLE Thüringen nach Rudolstadt gefolgt.

Thema war »Rudolstadt - eine kleine Stadt mit großer Geschichte«.

Eine gute Organisation mit freundlicher und kompetenter historischer Führung

ließ die sehr interessante und abwechslungsreiche Geschichte Rudolstadt lebendig werden. Ein Stück Geschichte und Deutschlands, das mir aus Bayern zwar bewusst, aber doch ziemlich unbekannt war. Es war eben lange nicht möglich, diese schöne Gegend zu bereisen und mit den Menschen, die dort leben, in Kontakt zu treten, wenn man nicht verwandt war.

So wurde uns in den Gesprächen auch die jüngere Geschichte der DDR vor Augen geführt, die ja ihre ganz eindeutigen Spuren hinterlassen hat. Schade, dass nicht mehr Gelegenheit für tiefere Gespräche war. Aber wir haben vereinbart, bei dem nächsten Treffen im Jahr 2004 in Sachsen, dem gegenseitigen Austausch mehr Raum zu geben. Geplant ist, Görlitz an der Neiße. Das hat einen doppelten Grund: einmal wird 2004 Polen in die EU aufgenommen und die Neiße wird nicht mehr östliche Grenze der EU sein. Das hat Konsequenzen. Zum anderen ist das ein Gebiet, das nur sehr wenig besucht wird. Dort können wir die Geschichte und ihre Konsequenzen für die Schulen ganz konkret vor Ort sehen. Wie steht es mit dem Zusammenwachsen in Deutschland? Sind wir uns unser Schulsystem angeht, immer noch fremd? Eine Kollegin erzählte, dass sie sowohl an der Hauptschule als auch an der Realschule Mathematik unterrichtet. Wie wird das dann in Europa? Hat der Religionsunterricht noch eine Chance? Viele Fragen, die sich uns aufdrängen und für die wir Antworten für unseren Alltag finden wollen.

Deshalb meine dringende Bitte, machen Sie sich auf, auch wenn es weit ist. Wenn wir genügend Interessierte sind, incl. Partner(in), können wir uns einen Bus mieten oder mit dem Zug fahren, dass es nicht so anstrengend und teuer wird. Es lohnt sich bestimmt. Voraussichtlicher Termin für das nächste Treffen ist: 21.-23.5.2004.

Martin Backhouse

2. Begegnungstreffen verschiedener Lehrer und Elternverbände

Zur festen Einrichtung ist seit etwa drei Jahren das Treffen verschiedener Lehrer- und Elternverbände sowie Vertretern der beiden religionspädagogischen Zentren geworden, das zweimal jährlich stattfindet und sich reger Teilnahme erfreut.

Nach den oft sehr kontroversen Diskussionen der Anfangszeit hat man in den

GVEE Logo

letzten Sitzungen zu einer sehr konstruktiven Arbeitsweise gefunden. So möchten sich die Lehrer- und Elternverbände gemeinsam für den Religionsunterricht stark machen. Beim letzten Treffen im Juni wurde darüber nachgedacht, wie man Eltern (insbesondere die konfessionsloser Kinder) beim Übertritt an die weiterführenden Schulen über die Möglichkeiten der Teilnahme am Religionsunterricht und dessen Inhalte informieren kann.

Darüber hinaus sollen gemeinsam von Eltern und Lehrern eine Art »Elternbriefe« (in Anlehnung an die Pelikanbriefe) zu verschiedenen religiösen Themen erarbeitet werden, die über die Verbandszeitschriften verteilt werden können. Zwei solcher Themen werden bereits bei der nächsten Sitzung von zwei Arbeitsgruppen vorgestellt.

Anke Rothemund

3. Protest gegen die Schließung der Evangelischen Medienzentrale

Auch wenn viele Einzelpersonen der im GVEE zusammengeschlossenen Verbände schon gegen die geplante Schließung der Evangelischen Medienzentrale in Nürnberg protestiert haben, war es den Mitgliedern des GVEE-Landesvorstandes doch wichtig, dass der GVEE als Gesamtverband seine Stimme gegen dieses Vorhaben erhebt. Dies ist geschehen in einem Schreiben an Herrn Oberkirchenrat Hofmann, dem alle Verbände zugestimmt haben, in dem noch einmal deutlich gemacht wurde, dass eine komplette Schließung der falsche Impuls wäre. Es wurde dringend darum gebeten, über alternative Finanzierungsmaßnahmen nachzudenken bzw. nur eine Reduzierung statt einer komplette Schließung vorzunehmen.

Anke Rothemund

4. Besuch beim Landesbischof

Am 30. Juni waren die Landesvorsitzenden Herr Backhouse, Herr Johnke und Frau Seifert-Heckel zu einem Gespräch beim Landesbischof in München. Als weitere Gesprächspartner waren Herr Oberkirchenrat Hofmann und Herr Päd. Dir. Henninger anwesend. Zunächst wurde der GVEE und dessen Aufgaben noch einmal kurz vorgestellt, wobei folgende Schwerpunkte hervorgehoben wurde:

- Der GVEE repräsentiert evangelische Lehrkräfte auf Landesebene über die einzelnen Schularten hinaus.
- Der GVEE ist eine Stimme gegenüber dem Staat, die die evangelische Seite vertritt und das evangelische Element in den Schulen verstärken kann.
- Er gibt den Einzelverbänden die Möglichkeit, miteinander im Gespräch zu sein und dann mit einer Stimme zu sprechen.
- Er kann den Informationsfluss bündeln.
- Er steht in Kontakt mit den Elternverbänden.
- Er ist ein Gegenüber zu den katholischen Lehrerverbänden.

Anschließend wurde über die Regelung für Pfarrer z.A., die ab 1. September 2003 vollzeitlich im Schuldienst eingesetzt werden sollen, diskutiert. Im weiteren wurde der Wunsch nach mehr Präsenz der Evangelischen Kirche in der schulischen Öffentlichkeit zum Ausdruck gebracht, die finanzielle Situation des GVEE dargestellt und schließlich dringend darum gebeten, die Evangelische Medienzentrale in Nürnberg zu erhalten.

Das Gespräch verlief in einer konstruktiven Weise und wir haben ein offenes Ohr für unsere Anliegen beim Landesbischof gefunden.

Martin Backhouse

Nicht ohne Praxis des Glaubens

Wissenschaftliche Theologie braucht Beziehung zur Kirche

Angestoßen durch einen polemischen Artikel von Prof. Dr. F. W. Graf in der Süddeutschen Zeitung hat sich im Frühsommer dieses Jahres (2003) eine heftige Diskussion entwickelt, die im Kern zwei nicht zu trennende, wohl aber zu unterscheidende Aspekte hat. Zum einen geht es um die Zukunft der theologischen Ausbildungsstätten in organisatorischer und finanzieller Hinsicht: Aufgrund zurückgehender Studierendenzahlen und finanzieller Engpässe ist der Bestand der theologischen Fakultäten und der Augustana-Hochschule in Bayern in Frage gestellt worden. Zum anderen geht es um die Zukunft der Theologie im Blick auf ihre Wissenschaftlichkeit, ihr Selbstverständnis, ihre Inhalte und ihre Beziehung zur Kirche. Der Verlauf der Diskussion und die einzelnen Beiträge können auf der homepage der Augustana-Hochschule (www.augustana.de) in einem Forum verfolgt werden.

So wenig organisatorische und finanzielle Fragen vernachlässigt werden dürfen, so wenig sollte die Ökonomie oder ein institutioneller Status über die Inhalte und die Ziele von Theologie bestimmend werden. Sachgemäß ist es, eine dem Gegenstand und den Aufgaben von Theologie entsprechende Gestalt ihrer Ausübung zu erhalten bzw. zu schaffen. Was aber heißt »sachgemäß«?

In der Tradition des Kulturprotestantismus wird Kirche als eine gesellschaftliche Größe mit einem spezifischen Profil verstanden, welche die Gesellschaft in all ihren Bereichen (Kultur, Wissenschaft, Politik, auch Wirtschaft) durchdringt und eine christliche Daseins- und Handlungsorientierung vermittelt. Die Theologie wird verstanden als Reflexion auf diese gesellschaftliche Größe und ihre Tradition. Als Wissenschaft vermittelt sie ihre Einsichten über das gesellschaftliche Subsystem Wissenschaft in die Gesellschaft hinein. Die Kirche ist Gegenstand ihrer Untersuchungen, die Theologie versteht sich selbst aber – spitz formuliert – nicht als Teil der Kirche.

Diese Positionsbestimmung und Aufgabenstellung hat einiges für sich. Theologie kann sich so im Kreis der Wissenschaften mit einem spezifischen Gegenstand und einer spezifischen Aufga-

be etablieren. Oder besser gesagt: konnte. Denn in einer multikulturellen und multireligiösen Gesellschaft wird zu Recht die Frage gestellt, warum eigene evangelische oder katholische Fakultäten nötig sind, um die Gestalt und kulturelle Wirkung des Christentums in konfessioneller Engführung zu bearbeiten. Sachgemäß könnte diese Arbeit auch an kulturwissenschaftlichen Fakultäten durchgeführt werden. Dort müsste dann auch ein intensiver Dialog mit konkurrierenden religiösen Gemeinschaften aufgenommen werden. Der Aspekt der Forschung gibt unter diesen Bedingungen kaum eine Legitimation für christlich-konfessionelle Fakultäten. Auch die historische Entwicklung und die geschichtlichen Leistungen der theologischen Fakultäten sind kein starkes Argument zu ihrem Erhalt unter grundlegend veränderten Bedingungen. Und die zurückgehende Zahl von Theologiestudierenden ist in der Konkurrenz der Fakultäten zudem ein starkes Argument zumindest für die Streichung von Stellen.

Theologie, die sich primär als Kulturwissenschaft versteht, hat als solche also durchaus ihre Berechtigung. Organisatorisch wäre sie dann adäquat als Sektion einer kulturwissenschaftlichen Fakultät zuzuordnen.

Eine Berechtigung als eigenständige Fakultät hat Theologie dann, wenn sie von der Sache, der Zielrichtung und der Methode her ein Gegenüber zu den anderen Fakultäten – auch den kulturwissenschaftlichen – herstellt. Theologie als die Wissenschaft der Gottesrede oder des christlichen Glaubens ist ein solches Gegenüber zu anderen Fakultäten. Sie hat dabei aber sachgemäß in einer – notwendig auch kritischen – Beziehung zu stehen zu der Traditionsgemeinschaft dieses Glaubens, also der Kirche. Kennzeichen ihrer Wissenschaftlichkeit ist es, dieses komplexe Beziehungssystem zu reflektieren und an seiner Gestaltung mitzuwirken.

Theologie kann und darf sich daher von ihrer »Sache« her nicht darauf beschränken, mit allgemein wissenschaftlichen Methoden und Standards zu operieren. Damit bliebe sie, in Aufnahme einer Unterscheidung Paul Tillichs, im wissenschaftlichen, (religions-) philosophischen oder auch kulturellen Zirkel

und wäre nicht bei sich selbst bzw. ihrer eigenen Sache. Dort ist sie erst, wenn sie eintritt in den theologischen Zirkel, d.h. in die Theorie und Praxis des Glaubens. Beide Schritte müssen in der Theologie vollzogen werden, auch und gerade im Studium. Wer prinzipiell nur den ersten Schritt zu tun bereit ist, sollte bei der Kulturwissenschaft bleiben. Kirchliche Hochschulen gehen in ihrem Verständnis von Theologie programmatisch auch den zweiten Schritt und thematisieren so die notwendige »Kirchlichkeit« der Theologie (Paul Althaus). Anders formuliert: Sie legen ihr »leiten-des Interesse« (Jürgen Habermas) offen. Neben der Forschung ist die Lehre wesentliche Aufgabe wissenschaftlicher Fakultäten. Die theologischen Fakultäten haben in der Regel zwei Zielgruppen: zum einen diejenigen, die ein Pfarramt in einer Kirche anstreben, zum anderen Studierende, die an Schulen (auch) konfessionellen Religionsunterricht erteilen wollen. Beide Zielgruppen werden also später direkt oder indirekt im Namen und im Auftrag einer Kirche tätig sein. Und die Kirchen setzen dabei mit Recht eine gewisse Loyalität und Übereinstimmung mit ihren Grundaussagen voraus. Insofern darf man auch von der Lehre erwarten, dass eine gewisse »Kirchlichkeit« in ihr Raum findet. Insbesondere an Kirchlichen Hochschulen wie der Augustana-Hochschule findet diese Dimension der theologischen Wissenschaft ihre besondere Beachtung – und muss das auch. Denn an der Augustana-Hochschule studieren Menschen, die sich durch ihr Studium auf den Beruf des Pfarrers bzw. der Pfarrerin vorbereiten. Menschen also, die in der Regel eine – wie verschiedenartig auch immer – Beziehung zur Kirche mitbringen und diese kritisch analysieren und gestalten wollen.

Sicher setzt jede wissenschaftliche Tätigkeit eine persönliche Beziehung, mindestens in Form eines bestimmten Interesses, zu ihrem Gegenstand voraus. Aber nur in wenigen Wissenschaften besitzt diese Beziehung ein derartig existentielles Gewicht wie in der Theologie, bei der es ja immer auch um den eigenen Glauben und die eigene Person geht. Glaube ist aber Glaube einer Gemeinschaft. Er lebt aus und in der Traditionsgemeinschaft der Kirche. Er nimmt teil an der Aktionsgemeinschaft der Kirche, wenn auch in unterschiedlichem Maß und in unterschiedlichen Handlungsfeldern. Daher gehört zur Wissenschaft Theologie auch die erfahrungs-

orientierte Reflexion auf die Praxis des Glaubens, die zu einer veränderten Praxis führt (Praxis – Theorie – Praxis-Modell). Es ist, bei aller kritischen Distanz, die für die Reflexion nötig ist, nicht sachgemäß, die Praxis des Glaubens (heutzutage meist als »spirituelle Dimension« bezeichnet) aus der Reflexionsphase im Studium zu verbannen.

Noch ein Ausblick:

Es ist zu erwarten, dass das Theologiestudium in Zukunft größeren Veränderungen unterworfen sein wird. Die EU-Beschlüsse von Bologna und ihre Umsetzung in nationales Recht werden die Organisation des Studiums in allen Disziplinen und Fakultäten grundlegend verändern. Die Implementierung von Modulen und die Bewertung durch credit points wird sich auf die Form und die Inhalte von Lehre und Examen auswirken. Damit wird die Vergleichbarkeit der Ausbildungsstätten erhöht. Zugleich werden die landeskirchlichen Examina verändert werden müssen, da immer mehr Leistungen, die für den Studienabschluss relevant sind, im Verlauf des Studiums erbracht werden. Ich wage die Prognose, dass in diesem Prozess die kirchlichen Hochschulen gewinnen werden. Sie können schneller und effektiver auf neue Anforderungen reagieren – wenn sie denn wollen und die Rahmenbedingungen dafür gegeben sind.

Das bisherige Ausbildungssystem für angehende Pfarrerinnen und Pfarrer in Deutschland ist international und in der Ökumene eher die Ausnahme von der Regel. In den meisten Kirchen werden die Pfarrerinnen und Pfarrer in eigenen Ausbildungsstätten auf ihr Amt vorbereitet. Es ist nicht ratsam, sich darauf zu verlassen, dass die gegenwärtigen Regelungen zwischen Staat und Kirche auch in mittel- oder langfristiger Perspektive noch Bestand haben.

Zurückgehende Studierendenzahlen und also in Zukunft weniger Pfarrerinnen und Pfarrer sowie die Unwägbarkeiten der zukünftigen Finanzsituation der Kirchen lassen die Prognose begründet erscheinen, dass sich auch Aufgaben und Profil des Pfarramtes verändern werden. Derartigen Veränderungen muss auch die Ausbildung Rechnung tragen. Dies könnte bedeuten, dass das Theologiestudium sich dem der applied sciences annähert und die herkömmliche universitäre Wissenschaft etwa Aufbaustudiengängen vorbehalten bleibt. Auch in dieser Hinsicht könn-

ten kirchliche Hochschulen schneller reagieren als universitäre Fakultäten. Das aber sind Perspektiven und Prognosen, deren Realitätsgehalt sich erst erweisen muss, die gegebenenfalls jedoch gestaltet werden müssen.

*Dr. Karl F. Grimmer, Pfarrer,
Petersaurach*

Aussprache

Wer keinen Standpunkt hat...

zu: »Alles im Fluss« in Nr. 6/03

Es geht hier um eine Grundsatzdebatte, und diese muss über die Heilige Schrift und ihre Auslegung geführt werden. Worin liegt ihre »Besonderheit und Einzigartigkeit«? In der »Vielfältigkeit der Verständnismöglichkeiten« - wie Ritter/Hofman schreiben - oder doch vielmehr in ihrer Eindeutigkeit? Trifft es wirklich zu, was die Autoren behaupten: »Wie die neuere Diskussion ... zeigt, können nicht wir vorab bestimmen, wie Texte (scil. der Bibel) verstanden werden müssen« (S. 100)? Leider bleiben die Verfasser mit dieser Behauptung völlig im Allgemeinen, ohne auch nur ein einziges Beispiel dafür anzuführen. Sie lassen es damit in der Schwebe, was das im Einzelnen bedeutet und wie sie diese, die Bibel in ihrer Aussage(möglichkeit) relativierende These begründen oder beweisen wollen. Damit mögen sie zwar die heutige Diskussion auf ihrer Seite haben, nicht jedoch das Neue Testament selbst und die gesamte bisherige christliche Überlieferung und Auslegung.

Das endgültige Wort, das Gott in Christus gesprochen hat (Hebr. 1,1-2), ja das in Jesus Christus Fleisch geworden ist (Joh. 1.14), in dem wir Gottes Ebenbild

erkennen können und sollen (2. Kor. 4.4; Kol. 1,15), in dem die Wahrheit Gottes verkörpert ist (Joh. 14,6), war jedenfalls in dem Sinne verständlich und eindeutig, dass es Menschen, die ihm begegnet sind, zu Glauben oder Unglauben herausforderte, in die Entscheidung führte und so oder so eine Antwort ermöglichte und erzwang. In die gleiche Richtung weist auch das, was der Apostel Paulus über Jesus Christus schreibt: »Denn der Sohn Gottes, Jesus Christus, der unter euch durch uns gepredigt worden ist.... der war nicht Ja und Nein, sondern es war (das) Ja in ihm. Denn auf alle Gottesverheißungen ist in ihm das Ja; darum sprechen wir auch durch ihn das Amen. Gott zu Lob« (2. Kor. 1,19-20).

Man fragt sich angesichts des vorliegenden Artikels, wie denn aus der Begegnung mit der biblischen Botschaft Glaube an Christus entstehen soll, wenn doch der Sinn ihrer Aussagen so offen und unverbindlich und vielfältig bleiben muss, wie hier behauptet.

Dass wir als Pfarrer, Religionslehrer und Christen über die Wirkung des christlichen Zeugnisses nicht verfügen können, das wir Glauben »nicht erzwingen« können, ist mir wohl beruht. Das ändert jedoch nichts daran, dass unser Tun und Reden doch dahin gerichtet sein soll, anderen den Zugang zum christlichen Glauben zu eröffnen und zu ermöglichen. Von daher empfinde ich den Satz: »Ferner können und wollen wir...im Re-

habt erbarmen mit uns armen

damit wir alle wieder mitsingen können, ohne das Gesicht verziehen oder eine Oktave tiefer mitbrummen zu müssen. Organis(tinnen) müssen dabei nicht transponieren. (oberste Grenze d')

30 Choräle mit Vorspiel aus dem EG

60 Seiten für 8 Euro,

zu bestellen bei:

Christoph Richter, Pfr. i.R.

Birkenreuth 48

91 346 Wiesenttal

Tel. 0 91 94 – 72 47 61

Fax: - 62

Nach Abzug der Unkosten geht

alles als Spende

an das Kinderheim in

Neuendettelsau

ligionsunterricht *nicht* Glauben vermitteln« als eine erschreckende Bankrotterklärung für den Religionsunterricht, als Absage an das, was bisher das gemeinsame christliche Ziel aller Katechese war.

Ich frage mich, meine Opponenten und alle, die mit Religionsunterricht zu tun haben: Was wollen wir denn, was sollen und dürfen wir damit wollen? Was ist und zu welchem Ende treiben wir Religionsunterricht? Was heißt in diesem Zusammenhang »Kommunikation der Schülerinnen mit dem christlichen Glauben«? »Die Identität des christlichen Religionsunterrichts ...gibt es nicht an der Pluralität vorbei« - ja, wenn das heißt: nicht ohne Auseinandersetzung mit der pluralen Situation; aber doch nicht als Anerkennung der Pluralität im inhaltlichen Sinn. M.a.W. Jesus Christus ist - auch - das Ende der Pluralität der Wahrheiten.

Wenn das hier bestritten werden soll - und ich habe sehr stark den Eindruck, dass das der Fall ist -, dann erinnert mich das an den Satz von E. Troeltsch: »Meine Herren, es wackelt alles«. »Alles ist im Fuß«, sagen meine Kritiker im Anschluss an Heraklit.

Ich frage mich unwillkürlich: Was bleibt? Was steht fest? Gibt es hier keinen archimedischen Punkt mehr? Wenn nicht, dann heißt das: »Meine Damen und Herren, es geht alles den Bach hinunter.« Die »Position der Positionslosigkeit« (H.L.) hat sich weithin durchgesetzt. Darin besteht die eigentliche Not und innere Armut und Schwäche unserer Kirche.

Das steht auf dem Spiel, wenn wir nicht vorab bestimmen können, wie diese biblischen »Texte verstanden werden müssen«, d.h. wenn sie selbst keinen eindeutigen, uns vorgegebenen Sinn besitzen, wenn sie nicht in ihrem eigentlichen Sinn Offenbarung Gottes sind. Natürlich ist es nicht einfach, sie zu verstehen. Aber es gibt eine alte, hilfreiche Regel und Anleitung dazu: »Sacra scriptura sui ipsius interpret est«. Nichts anderes ist gemeint, wenn die lutherische Theologie von der »claritas et perspicuitas« der Schrift redete. Das heißt freilich auch nicht, dass hier alles klar und durchsichtig sei, vielmehr, dass das Wesentliche, die Hauptsache, unmissverständlich klar ist, dass die Schrift ein Zentrum, eine lebendige Mitte hat, eben Jesus Christus selbst, von dem her und auf den hin alles in ihr zu lesen und zu verstehen ist. Wenn das so ist, dann *müssen* diese Texte von uns so verstan-

den werden - wie sie sich selbst verstehen - und wir müssen sie folglich so lesen und zu diesem Verständnis anleiten.

Da soll man nicht aggressiv werden, wenn man sich als Vertreter der Klarheit der Heiligen Schrift in unserer lutherischen Kirche den ehrenrührigen Vorwurf gefallen lassen muss, man kenne die Diskussion nicht. Ich treibe seit mehr als einem halben Jahrhundert Theologie und kenne die Probleme wahrhaftig. Aber ich akzeptiere die selbstmörderischen Konsequenzen nicht, die daraus gezogen werden. Denn wenn in den biblischen Texten »die Vielfältigkeit der Verständnismöglichkeiten« angelegt ist, dann löst das die Basis auf, auf der die evangelische Kirche steht. Ohne claritas und perspicuitas fällt das »sola scriptura« dahin, wird es innerlich unmöglich. Dann brauchen wir nämlich ein unfehlbares Lehramt, das im Zweifelsfall die eindeutige Auslegung der vieldeutigen Schrift garantiert. D.h. die Rückkehr nach Rom würde sich gerade von daher als innere Notwendigkeit erweisen! Ob sich meine Kontrahenten dieser ruinösen Konsequenz ihres Ansatzes voll bewusst sind?

Damit sind wir nun wirklich bei der zentralen Frage der Hermeneutik. Warum es eine »Hermeneutik des Verdachts« heißen soll, wenn man den Finger auf die wunden Punkte legt und die Gefahren beim Namen nennt, die hier lauern, weiß ich nicht. Ich könnte den Vorwurf zurückgeben, indem ich sage: Eine Hermeneutik der Verschleierung und Verwischung der Gegensätze hilft auch nicht weiter, im Gegenteil, sie ist sogar äußerst schädlich.

Ich sage das nicht gerne, es tut mir weh, das auszusprechen, aber ich komme nicht darum herum festzustellen: hier stehen sich völlig verschiedene Ansätze und Auslegungen des christlichen Glaubens gegenüber. Wir haben die innere Übereinstimmung verloren, es gibt keinen Konsens mehr in unserer Kirche (gegen CA 1), schlimmer noch, »Die ... Landeskirche hat längst aufgehört, theologische Gemeinsamkeit zu *wollen*« (H. Apel). Statt diese Not zu sehen, zu benennen und zu bekämpfen, also zu versuchen, ein gemeinsames christliches Zeugnis zu suchen und zu finden, macht man aus ihr eine theologische Tugend und nennt sie Offenheit oder Identität in der Pluralität.

Ja, ich meine durchaus, es handelt sich hier um mehr als einen theologischen Streit, nämlich um einen neuen Kir-

chenkampf, den Kampf in der Kirche um das Evangelium und seine rechte Vergegenwärtigung. Ich frage zurück - ebenso salopp, wie meine theologischen Opponenten es tun -: Schon einmal etwas von Bischof Dr. H. Dietzfelbinger gehört? Er hat als Ratsvorsitzender der EKD in seinem Bischofsbericht vor der Synode der EKD schon 1971 genau das ausgesprochen: Wir haben es heute mit einem Kirchenkampf zu tun, der sogar noch viel gefährlicher ist als der während des 3. Reiches. Diese Ankündigung hat sich in den vergangenen dreißig Jahren leider voll und ganz bestätigt. Damit haben wir es heute zu tun.

Hanns Leiner, Pfarrer i.R.,
Augsburg

Wir sind verwundert und entsetzt

zu: Für Palästina und ... in Nr. 7/03

Der Nahostkonflikt beschäftigt und bewegt uns. Natürlich. Er steht ganz oben auf der politischen Agenda - schon seit vielen Jahren, verstärkt aber seit Ausbruch der sog. »Al-Aksa-Intifada« im September 2000. Bisweilen fallen deutliche Worte, etwa im Wahlkampf des vergangenen Jahres, und werden ebenso deutlich kritisiert. Der Nahostkonflikt macht ratlos und stellt Fragen: uns Deutschen, uns Christinnen und Christen, uns für Frieden Betenden. Einfache Antworten gibt es nicht, oder doch? Wir sind verwundert. Wir, der Vorstand von BCJ.Bayern, sind verwundert, dass ausgerechnet jetzt, wo die Zeichen im Nahen Osten endlich wieder auf Entspannung stehen, ausgerechnet jetzt, wo Ariel Scharon und Abu Masen sich die Hände reichen, ein Artikel im **KORRESPONDENZBLATT** erscheint, der in seiner gefährlichen Einseitigkeit alles andere leistet als einen Beitrag zum Verständnis eines Konflikts oder gar auf dem Weg zum Frieden. Pfr. i.R. Helbig ist deutlich: die Politik von »Scharon & Co [...] ist ein Verbrechen«, so behauptet er und sieht dies als notwendige Folge einer dualistisch-rabbinischen Erwählungstheologie sowie »des« (eines?) Zionismus. Pauschale Urteile und eifertige Verurteilungen, undifferenzierte Polemik, Besserwisseri, sinnlose Ratschläge an die Konfliktparteien aus der sicheren Entfernung von rund 2800 Kilometern, unreflektierte Analogien (Indianer und Palästinenser werden ebenso in Beziehung gesetzt wie Terroristen und Helden) prägen den Aufsatz. Allen, die ernstlich an einer Wahrnehmung

der Geschichte und Gegenwart *beider* Völker und am Frieden im Nahen Osten interessiert sind und dafür arbeiten und beten, muss dieser Artikel ein Schlag ins Gesicht sein. Wir sind verwundert. Und wir sind entsetzt. Entsetzt, dass die Redaktion des Korrespondenzblattes sich nicht scheut, einen teilweise wirren und konfuse, manchmal richtigen, manchmal schlicht falschen, insgesamt problematischen und in jeder Hinsicht für unseren Diskurs in Deutschland kontraproduktiven Artikel ausführlich und prominent zu veröffentlichen. Wir würden von einer »Schriftleitung« erwarten, dass sie nicht alles abdruckt, was ihr eingesandt wird.

Was ist das Motiv für einen solchen Artikel? Welche Funktion hat es, weit entfernt von Israel und Palästina, ohne die tagtäglichen Ängste vor Terror und ohne die Erfahrung militärischer Demütigung, so zu tun, als sei man mitten im Konflikt? Viele Fragen tun sich auf. Man würde dem Artikel aber zu viel Ehre erweisen, wenn man sich auf die einzelnen Argumente im Detail einlassen würde. Gerne werden wir aber - so uns das **KORRESPONDENZBLATT** auch dafür den Raum zur Verfügung stellt - in absehbarer Zeit eine andere Darstellung des Nahostkonflikts folgen lassen. Eine, die gelernt hat, dass »Friede« nicht ohne »Gerechtigkeit« zu haben ist und dass die Gerechtigkeit dort beginnt, wo man sich die Mühe macht, *beide* Seiten eines Konfliktes sowie seine Genese und Gegenwart gerecht darzustellen.

Der Vorstand von BCJ.Bayern. Verein zur Förderung des christlich jüdischen Gesprächs in der Evang.-Luth.

Kirche in Bayern

*OKR Dr. Norbert Dennerlein,
Vorsitzender*

*Pfr. z.A. Alexander Deeg,
stellvertretender Vorsitzender*

*Pfr. Hanns-Martin Krahnert,
Schatzmeister*

*Prof. Dr. Wolfgang Kraus,
Vorsitzender der theologischen
Arbeitsgemeinschaft*

*Der theologische Referent von
BCJ.Bayern, Pfr. Hans-Jürgen Müller*

Er-Lösung im kommenden Reich

zu: s.o.

Sehr geehrter Herr Dekan, zu dem genannten Artikel möchte ich Ihnen hiermit meine Stellungnahme übergeben, weil ich meine, dass im **KORRESPONDENZBLATT** auch eine andere Position zu Wort kommen soll.

Es hat mich erschüttert, dass ein Theologe zu einer solchen Einschätzung mit unzutreffenden Vergleichen und einseitigen Urteilen kommt. Es ist einfach traurig, wie vordergründig die Probleme gesehen werden. Israel unter der Verheißung, als Hoffnungsträger für die Erlösung der Welt, wird überhaupt nicht wahrgenommen. Darum muss es zu einer eingeschränkten, um nicht zu sagen beschränkten Sicht kommen. Die metaphysische und apokalyptische Dimension der Geschichte scheint dem Verfasser jenes Artikels überhaupt noch nicht ins Blickfeld gekommen zu sein. Die griechischen Tragödiendichter hatten eine tiefere Einsicht von tragischen Verstrickungen, die sich Menschen nicht selber ausgesucht haben. Mein Anliegen ist jedenfalls eine Solidarität mit Israel in der Fürbitte im Sinne von Ps. 102,14-17.

Die Stellungnahme mit unangemessenen Forderungen und Ratschlägen wird diesem Konflikt keinesfalls gerecht, in den die Geschichte die Völker verwickelt hat. Eine Lösung bleibt wohl dem verheißenen kommenden Reich vorbehalten, das die Erlösung bringt.

*Klaus Ziermann, Pfarrer i.R.,
Emskirchen*

Kirchliches »Who is Who«

zu: CD-Rom in Nr. 7/03

Martin Ost schließt seine Rezension der CD-ROM »Wer ist wo in der evangelischen Kirche? Personen und Funktionen« (Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik, Frankfurt am Main) mit dem Hinweis, man solle doch besser beim »Adressenwerk der evangelischen Kirchen« Verlag Otto Lembeck, Frankfurt am Main) bleiben. Als Mitherausgeber der CD-ROM kann ich nur anfügen: Wir haben unser Produkt nie als Alternative, sondern stets als Ergänzung zu dem Lembeck-Verzeichnis gesehen. Das von EKD, EKV (jetzt UEK), VELKD und Diakonischem Werk der EKD initiierte Projekt bietet viele Angriffsflächen. Das liegt aber in der Natur der Sache.

Die Herausgeber wollen mit der CD-ROM einen Personenverzeichnis mit

biographischen Daten als Ergänzung zu reinen Adressenwerken schaffen. So etwas gab es für den Raum der evangelischen Kirche noch nicht. Es ist ein Projekt, das bewusst als Gemeinschaftsaufgabe gesehen wird - vor dem Hintergrund der Strukturdebatte durchaus unter der Überschrift »Stärkung der EKD«.

»Wer ist wo in der evangelischen Kirche?« reiht sich ein in die Palette von Werken nach dem Strickmuster eines »Who is who«. Um aufgenommen zu werden, müssen bestimmte Kriterien erfüllt sein. Für unsere CD gilt: Jeder und jede ist willkommen, der/die eine überregionale Funktion erfüllt. Wenn man sich den Datenbestand der ersten Ausgabe vom November 2002 ansieht, dann ist sofort erkennbar, dass dies unmöglich eine flächendeckende Erfassung der kirchlichen VIPs ist. Die Herausgeber haben die Kolleginnen und Kollegen in den Pressestellen der Gliedkirchen und Werke um Unterstützung gebeten. Die Reaktionen fielen unterschiedlich aus. Sie reichten von tatkräftiger Unterstützung bis zur Verweigerung. Dementsprechend hat das Werk Lücken. Aber die können, etwa im Blick auf die Ausgabe, die im Oktober dieses Jahres erscheinen soll, gefüllt werden! Überdies kann jeder und jede den Aufnahmebogen unter www.gep.de/werist im Internet abrufen, ausfüllen und ein-senden.

Freilich: Alle Unterstützung der Kolleginnen und Kollegen in den Pressestellen landauf, landab nützt nichts, wenn angeschriebene Personen sich verweigern, was ihr gutes Recht ist. Wer nicht will, schickt nichts ein. Und der Einzelne bestimmt auch den Umfang der persönlichen Informationen, die er öffentlich machen will. Dies gilt übrigens auch für alle Produkte, die »Who is who«-Charakter haben. Dass diese deshalb kritisiert werden, liest man jedoch nicht.

Ich meine, unser CD-ROM-Projekt hätte eine fairere Beurteilung verdient.

*Udo Hahn
Oberkirchenrat, Pressesprecher der
Vereinigten Evangelisch-Lutherischen
Kirche Deutschlands (VELKD),
Hannover*

Von Gott gewollt

zu »Gelebte Vielfalt« in Nr. 12/02

Sehr geehrter Herr Pfarrer Ost, mit Interesse verfolgte ich im »KORRESPONDENZBLATT« der vergangenen Monate die Diskussion im Anschluss an einen Artikel von Dr. Wolfgang Schürger. Die veröffentlichten Zuschriften machen deutlich, dass nicht wenige heterosexuelle Christen immer noch erhebliche Schwierigkeiten damit haben, ihre Heterosexualität nicht absolut zu setzen. Für sie ist es einfach »normal«, heterosexuell zu sein, und sie können es sich nicht vorstellen, dass es für ihre homosexuellen Mitschriften genauso »normal« ist, homosexuell zu sein! So wird u.a. darauf hingewiesen, dass es »Betroffene« gibt, die auf eine Veränderung ihrer Lebensform hoffen oder mit ihrer Homosexualität nicht zurecht kommen (»Veränderbare Lebensform« – Heft 4/03, S. 64).

Wolfgang Schürger weist in seinem Beitrag darauf hin, dass auch eine gleichgeschlechtliche Partnerschaft in gegenseitiger Liebe und Verantwortung geführt werden kann und dass sie für homosexuelle Menschen durchaus das Gegenstück zu einer »Ehe« sein kann! Wenn Menschen mit ihrer Lebensform nicht zurecht kommen und nach Veränderung suchen, dann sollten ihnen – unabhängig von einer homo- oder heterosexuellen Prägung! – entsprechende Hilfsangebote zur Verfügung stehen! Dennoch darf nie vergessen werden, dass jeder Mensch aufgrund eigenen Erlebens individuell geprägt wird und dass diese Prägung ihn das sein lässt, was er ist!

So kann auch ein homosexueller Mensch sich in großer Selbstverständlichkeit als von Gott so gewollt erleben und in Dankbarkeit seine – gleichgeschlechtliche – Partnerschaft aus der Hand Gottes nehmen! Das kann dann auch bedeuten, dass er Gott um seinen Segen für das Gelingen dieser Partnerschaft bittet und dass er sich vor Gott und der Gemeinde zu seinem Partner bekennen möchte. (Ich glaube nicht, dass der Apostel Paulus sich dies vorstellen konnte und ebensowenig diejenigen, die sich in dieser Hinsicht immer noch auf ihn berufen!) Wer sich in großer Selbstverständlichkeit als homosexuellen Menschen erlebt, hat genauso einen Anspruch darauf, ernst genommen und akzeptiert zu werden wie einer, der seine Sexualität als für sich selber belastend empfindet!

Bei der Diskussion dieses Themas in un-

serer Kirche gilt es immer auch die Vielfalt der Schöpfung Gottes zu sehen, und nicht zu erwarten, dass andere so sein müssten, wie man selbst!

*Gerhard Mundt,
Schwarzenbruck*

An der Synode sparen

zu: *Vorschläge für einen neuen Weg effizienten Wirtschaftens in unserer Kirche* in Nr. 7/03

Lieber Bruder Ost, Ihre Vorschläge ermutigen mich folgendes anzufragen:

Wäre es nicht auch einmal sinnvoll, über die Effizienz der Arbeit in der Landessynode nachzudenken?

Frage:

1. Was kostet eine LS einschl. der Vorbereitung u. Nacharbeit?
2. Welche Kosten sind für die LS-Ausschüsse angesetzt?
3. Wäre es nicht sinnvoll, jährlich nur eine Landessynode abzuhalten?
4. Könnte nicht die Mitgliederzahl halbiert werden?

Ich wäre an einer Kostendarstellung interessiert. Auch da müsste der Rotstift angesetzt werden, will die Kirche in ihren Sparmaßnahmen glaubwürdig sein. Dabei wird nicht die Qualität der Synodalarbeit angezweifelt. Bei der jetzigen Methode dringt kaum etwas mit nachhaltiger Wirkung in die Gemeinde. Weniger Synodalarbeit könnte sich positiv in die Gemeindegemeinschaft hineinverlagern. Freundliche Grüße

*Paul Geißendörfer, Pfarrer i. R.,
Heilsbrunn*

Spenden und Sparen

zu: s.o.

Es ist zu begrüßen, dass der Hauptvorstand Überlegungen entwickelt hat, wie die Einnahmen der Landeskirche verbessert werden können. Damit entfällt die ausschließliche Fixierung auf Sparmaßnahmen. Einige Bemerkungen zu den Vorschlägen:

1. Der Vorschlag, von den Kirchengemeinden einen *Stellenbeitrag* für jede besetzte Pfarrstelle zu erheben, ist weder neu noch hilfreich. Ein Stellenbeitrag wurde bereits mit dem Kirchengesetz über die Beteiligung der Kirchengemeinden an der Pfarrbesoldung vom 22. 7. 1946 (KABl. S. 90) eingeführt. Nach § 1 dieses Gesetzes hatten die Kirchengemeinden für jede Pfarr- und Hilfsgeistlichenstelle jährlich einen an-

gemessenen Beitrag der Landeskirche zuzuführen. Zur gleichen Zeit, am 22. 7. 1946, wurde auch das Kirchengesetz über den innerkirchlichen Finanzausgleich (KABl. S.90) erlassen. Dessen § 1 bestimmt, dass die Kirchensteuern zur Deckung des Finanzbedarfs der Kirchengemeinden und der Landeskirche dienen. Nach § 3 wird der Anteil der Kirchengemeinden nach einem Schlüssel verteilt, bei dem insbesondere das Steueraufkommen und der Bedarf zu berücksichtigen sind. Nuncmehr begann folgendes Spiel: Die Kirchengemeinden überwiesen den Stellenbeitrag an die Landeskirchenkasse, die Landeskirchenkasse die festgesetzten Schlüsselzuweisungen an die Kirchengemeinden. Später wurde das Verfahren vereinfacht: Die Schlüsselzuweisungen wurden um den Stellenbeitrag gekürzt und der gekürzte Betrag den Gemeinden überwiesen. Da auch dieses Verfahren aufwendig war, wurde danach der Anteil aller Kirchengemeinden vom dem Ansatz der Schlüsselzuweisungen abgezogen und nur noch der gekürzte Ansatz in den Haushalt aufgenommen. Das Kirchengesetz über den Stellenbeitrag wurde aufgehoben. In der Folgezeit verblieb es bei den gekürzten Zuweisungen an die Gemeinden. In Bayern erhalten die Gemeinden nur einen Anteil von 30-35% am Kirchensteueraufkommen, während die meisten anderen Landeskirchen bei 40-50% liegen. Die Gemeinden leisten also bereits durch den Verzicht auf höhere Zuweisungen einen Beitrag zur Pfarrbesoldung. Die Einführung eines Stellenbeitrages würde im Ergebnis zu einer erneuten Absenkung der landeskirchlichen Zuweisungen führen. Dies würde dem Recht der Kirchengemeinden auf angemessene Beteiligung am gesamten Kirchensteueraufkommen widersprechen.

2. Die Überlegung, einen höheren allgemeinen *Kirchenbeitrag* an Stelle des Kirchgeldes einzuführen, ist zu diskutieren. Folgendes ist problematisch: Ein solcher Kirchenbeitrag kann nicht wie die Kirchensteuer (incl. Kirchgeld) nach § 10 b Einkommensteuergesetz als Sonderausgabe vom steuerpflichtigen Einkommen abgesetzt werden, weil er nicht im staatlichen Kirchensteuergesetz verankert wäre. Die Abset-

zung des Kirchenbeitrages als Spende wäre nicht möglich, weil das Merkmal der Freiwilligkeit fehlt. Es ist zu befürchten, dass nur ein geringer Prozentsatz der Gemeindeglieder bereit wäre, einen solchen Kirchenbeitrag zu entrichten.

3. Unterstützung sollte der Vorschlag finden, die Gemeinden in die Lage zu versetzen, zu einem besseren *Fundraising und Spendenmarketing* zu kommen. Die Bereitschaft vieler Kirchenglieder, gemeindliche und diakonische Projekte durch Spenden mitzufinanzieren ist nach wie vor groß und sollte weiter gestärkt werden. Die Errichtung von Förderstiftungen und Kirchbauvereinen zum Bauunterhalt ist zu begrüßen.

Dr. Werner Hofmann, OKR i.R., München

Schlankheitskur

zu: s.o.

Hier meine Vorschläge zum Thema »effizientes Wirtschaften in unserer Kirche«:

Als Pfarramtsführer in drei grossen Gemeinden erinnere ich mich deutlich an meine schwierigsten Aufgaben:

- Dienstvorgesetzter von Dutzenden von MitarbeiterInnen,
- verantwortlich für mehrere Haushalte mit jeweils stattlichem Volumen,
- Aufsicht über mehrere grosse Gebäude mit z.T. maroder Bausubstanz,
- und Unternehmungen, wie z.B.
 - Sanierung eines in Schiefelage geratenen Haushaltes,
 - Durchstehen von Arbeitsgerichtsprozessen,
 - Durchkämpfen von öffentlichen Auseinandersetzungen wie Mobilfunkantenne auf dem Kirchturm, Flughafenbau und Rangierbahnhofbau im Münchner Norden, u.s.w.

Dankbar stelle ich fest, dass ich all diese Herausforderungen sachlich und persönlich unbeschadet durchgestanden habe. *Effizienter* wäre es vermutlich gewesen, derlei Dinge durch Fachleute professionell bearbeiten zu lassen, und mir mehr Zeit für die Entfaltung meiner sog. »Kernkompetenzen« zu geben: Effizienter für die Sache des Evangeliums, für die zu leistende Verwaltungsarbeit, und für die Stärkung meiner Nerven.

Wenn wir dem Aufruf von Peter Barrenstein, uns auf unsere Kernkompetenzen

zu fokussieren, folgen (**KORRESPONDENZBLATT** Nr. 7, S. 117 mittl. Spalte unten), so geht das besser, wenn wir nicht durch »Verwaltung« oft unserer besten Kräfte beraubt sind. Es müssen viel stärker Möglichkeiten eröffnet werden, »das Evangelium nach vorne zu stellen« (Barrenstein).

Und hier noch ein paar weitere Hinweise aus der Froschperspektive eines ehemaligen Gemeindepfarrers:

1. In Menschen, die das Evangelium weitersagen, schwerpunktmässig investieren.
2. Sich von Immobilien, die zur (finanziellen) Last werden, mutig trennen.
3. Gebäude nie mehr ohne Rückstellungen für Sanierungen errichten - vorhandene Liegenschaften langfristige damit ausstatten.
4. Kooperation von Kirchengemeinden (gemeinsamer Gemeindebrief, Jugendarbeit, Erwachsenenbildung, Kirchenmusik, Sozialstation) zu schussmässig belohnen.
5. Einen Prozess der Zusammenlegung von Kirchengemeinden fördern.
6. Kooperation und »fair streiten« verstärkt einüben und bei Beurteilungen stark gewichten.
7. Die Kirchenleitung auf 2/3 ihres Bestandes reduzieren (1962, als ich Vikar wurde, bestand sie aus einem Gebäude, Meiserstr. 13, in dem sich auch die Wohnung des Bischofs befand).
8. Nicht noch mehr Dekane kreieren (in München gab es 1962 einen, jetzt sind es sieben, bei gleichzeitiger erheblicher Abnahme der Gemeindegliederzahl), sondern tüchtige und ambitionierte Pfarrerinnen (z.B. A 14a - Stellen) mit Aufgaben betrauen.
9. Insgesamt die »operative Ebene« stärken, und
10. ein Kirchen-Leitbild entwickeln, das dem Vergleich mit dem Kirchenbild der Bergpredigt standhält (»Die Stadt auf dem Berge« - darüber würde ich gern mal für Landessynode und Landeskirchenrat eine Predigt halten!).

Schlussbemerkung: Gut, dass ich jetzt als Rentner endlich meine Kernkompetenzen bei mir selber nach vorne stellen kann! Das tue ich auch fleissig und mit grosser Freude: Predigen in niederbayerischen Diasporagemeinden, aber auch Taufen, Beerdigungen, Besuche im Krankenhaus ...

Folker Hesse, Pfr. i.R., Winzer/ Ndb.

Bericht

Widerstand im Wandel

Pfingsttagung der Bayerischen Pfarrbruderschaft

Drei Hauptteile hatte diese Tagung:

Es gab einen spielerischen Zugang zum Thema am Montagabend, mit dem sich nicht wenige TeilnehmerInnen schwer taten. So blieb auf produktive Weise die Frage offen, ob die körperliche Dimension des Widerstehens nicht auch spielerisch zu erfahren ist, und ob Widerstand nicht auch etwas Lustvolles sein kann. Außerdem wurde von den TeilnehmerInnen eine Zeitleiste gestaltet, die die ganze Tagung über im Raum präsent blieb.

Am nächsten Tag folgte ein Überblick über Widerstandsgruppen und -formen von den 30er Jahren an bis heute, überwiegend durch persönliche Berichte von Mitgliedern und Gästen der Pfarrbruderschaft.

Schließlich gab es einen Vortrag von Prof. Ulrich Duchrow aus Heidelberg, mit dem er die TeilnehmerInnen auf den aktuellen Kairos-Prozess gegen eine Globalisierung unter neoliberal-kapitalistischen Vorzeichen auf Kosten der Armen aufmerksam machte.

Eine ungewöhnliche Tagung war es insofern, als diese viel stärker durch persönliche Zugänge und damit viel mehr »von unten« her gestaltet war als sonst üblich.

Widerstand - ein großes Wort

Nun ist Widerstand - 60 Jahre nach der Ermordung der meisten Mitglieder der Widerstandsbewegung »Weiße Rose« - ein großes Wort. Das Nachdenken über die Inanspruchnahme des Begriffs »Widerstand« war daher immer wieder Gegenstand der Diskussion. Dennoch wurde gleich im ersten Beitrag von *Ilse Hartmann* aus der Zeit des Widerstandskampfes deutlich, wie fließend die

Übergänge von Widerspruch, Opposition oder Protest zum Widerstand sein können.

Ilse Hartmann,

Jahrgang 1911, machte 1934 ihr Erstes Theologisches Examen in eine völlig ungesicherte berufliche Zukunft hinein. Der Beruf Pfarrerin wurde ihr verwehrt; schließlich wurde die Frauenordination in Bayern erst 1976 eingeführt. 1937 bekam sie immerhin einen Auftrag für Jugendarbeit im Kirchenkreis München mit Augsburg und Regensburg zusammen. Mädchen, die an den von ihr veranstalteten Freizeiten teilnehmen wollten, benötigten einen Urlaubsschein von der BDM-Führung und mussten sich durch ihre Eltern bei der GESTAPO registrieren lassen. Haben diese Eltern und ihre Kinder nicht auch eine Form von Widerstand geleistet, selbst wenn sie es sicher so nicht verstanden wissen wollten?

Bekennende Kirche

Im theologischen Teil zur Bekennenden Kirche erinnerte *Christian Blendinger* an Karl Barths christozentrischen Ansatz gegen die neulutherische Zweireichelehre und an die auch damit zusammenhängende Erkenntnis des bayerischen Pfarrers Karl Steinbauer: »Öffentlichem Unrecht muss auch öffentlich widerstanden werden«. Was in unserer Zeit fast als selbstverständlich gilt, war damals höchst gefährlich und zugleich für viele evangelisch-lutherische Theologen unerhört.

Eine ähnliche theologische Konfliktlinie machte *Hermann Blendinger* in den Auseinandersetzungen über die Wiederbewaffnung nach dem Zweiten Weltkrieg aus.

Wiederbewaffnung

Landesbischof Meiser erklärte 1951 im Blick auf die bevorstehende Aufrüstung der BRD und einen Brief Martin Niemöllers mit der Überschrift »An die Gewehre? – Nein!«: »Aber dagegen ist Verweigerung einzulegen, dass eine rein politische Ermessensfrage zum Gegenstand kirchlicher Verkündigung gemacht wird.« Das Wort des Weltrates der Kirchen von 1948 (»Krieg soll nach Gottes Willen nicht sein«) wurde in Bayern lange Zeit kaum rezipiert. Dagegen stand, propagiert z.B. durch Walter Künneth die Frage nach der bolschewistischen Gefahr im Vordergrund. Erst 1961 bat der meist sehr zurückhaltende Bruder- rat der Pfarrbruderschaft den Landes-

kirchenrat, sich um die Kriegsdienstverweigerer zu kümmern und dem Staat Vorschläge für den Einsatz von Ersatzdienstleistenden zu machen. 1967 gründete sich die »Evang. Arbeitsgemeinschaft zur Betreuung der Kriegsdienstverweigerer in Bayern« (EAK), und es wurde ein landeskirchlicher Beauftragter für diese Arbeit bestellt. Damit entstand letztlich auch eine Richtungsgruppe für kirchliche Friedensarbeit innerhalb der Landeskirche, deren Haltung vom Landeskirchenrat zwar nicht geteilt, aber geduldet und als Teil des kirchlichen Meinungsspektrums gedeckt wurde.

Die bürgerliche Orientierung der Kirchengemeinden

Zur gleichen Zeit und im Zusammenhang damit vertraten Pfarrer wie *Dieter Helbig* Ansätze, die fast ausschließlich bürgerliche Orientierung der Kirchengemeinden vom Evangelium her in Frage zu stellen. Die daraus resultierenden Konflikte waren auch für die Kirchenleitung völlig ungewohnt. Die Folge war eine Öffnung und Polarisierung der betroffenen Gemeinden zugleich. Bürgerversammlungen pro und contra wurden abgehalten, Nicht-Geldlichkeitsverfahren und die Aufforderung, sich anderswohin zu bewerben folgten.

AEE

Nicht als Widerstands-, sondern als kirchliche Reformbewegung verstand sich die »Aktionsgemeinschaft für Evangelische Erneuerung« (AEE), die im November 1967 gegründet wurde. Altlandesbischof *Hermann von Loewenich*, damals neben Kurt Hoffmann und Werner Schanz einer der drei Initiatoren erinnerte daran. Ausgangspunkt war die Sorge, dass sich eine Kirche, die auf überkommenen Positionen beharrt die Fähigkeit verlieren würde, sich den Wandlungen der Gesellschaft konstruktiv zu stellen. Stärkere Beteiligung der Kirchenglieder, insbesondere der Frauen und die Frauenordination waren wichtige Ziele. Dabei wurde der Ansatz ganz besonders bei der Arbeit der Landessynode gesucht. Auch da ging es nicht um Widerstand, sondern um offenen Disput. Die Gründung des synodalen Arbeitskreises »Offene Kirche« nach der Wahl 1971 war unmittelbar damit verbunden.

Die Schwerpunkte auf der am Vorabend erstellten Zeitleiste zeigten, dass der Kampf gegen die NATO-Nachrüstung

Anfang der 80er Jahre für viele Tagungsteilnehmer prägend war.

Nachrüstung

Klaus Rettig, Mitglied der DFG-VK und des Bayreuther Friedensforums, berichtete, dass er damals wegen »methodisch-didaktischer Mängel« als Religionslehrer der Gewerblichen Berufsschule Bayreuth suspendiert wurde. In Wirklichkeit ging es wohl um den Verdacht politischer Unzuverlässigkeit. Doch vieles in der Kirche hatte sich inzwischen verändert: Nicht nur, dass die Kirche Pfarrer Rettig eine berufliche Zukunft garantierte. Rettig erinnerte sich auch daran, dass ihm gegenüber Landesbischof Hanselmann persönlich erklärte, auch er sei Mitglied der Deutschen Friedensgesellschaft.

Frieden, Gerechtigkeit, Bewahrung der Schöpfung

Zur gleichen Zeit wurde vom Ökumenischen Rat der Kirchen der Prozess für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung initiiert. *Hans Harald Willberg* benannte nicht nur die Ziele dieser Bewegung (die Probleme und Nöte der Welt in ihrer Vernetztheit sehen), sondern auch die Arbeitsschritte: »Wahrnehmen – Prüfen – Handeln – Feiern«. In Bundesschlüssen hatten sich die Teilnehmer des Konziliaren Prozesses, darunter ganze Kirchen seinerzeit verpflichtet, in Zukunft verstärkt für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung zu arbeiten. Die noch heute tätigen »Ökumenischen Netze« sind ein Ergebnis dieser Verpflichtung. Angesichts der unverfrorenen Selbstverständlichkeit, in der Krieg in unseren Tagen wieder als Mittel der Politik propagiert wird, ergebe sich die Aktualität der damaligen Anstöße und Methoden. »Die Unversehrtheit des menschlichen Lebens, die Menschenwürde, das Selbstbestimmungsrecht der Völker, der Kampf gegen die Armut in der Welt und das schon so empfindlich gestörte Ökosystem, sie alle brauchen eine Lobby«, so H.H. Willberg. Gerade von den Nicht-Regierungsorganisationen würden heute die entscheidenden Anstöße zur Veränderung kommen; weitere Vernetzung an der Basis sei nötig.

Atomenergie

In diese Arbeit eingebunden verstand sich auch der »Arbeitskreis Atomenergie und und Gemeinde«, mitbegründet von *Gerhard Roth*, damals Pfarrer in Schwandorf. Seit 1985 hing die Gefahr

der Errichtung der Wiederaufbereitungsanlage in Wackersdorf wie ein Damoklesschwert über der Republik, vor allem aber über der betroffenen Region. Als Widerstand wurde das Engagement des Arbeitskreises eher von manchen staatlichen Stellen gesehen. Roth und seinen MitstreiterInnen ging es dagegen im Hinblick auf die Zukunft unseres Staates um Inanspruchnahme rechtsstaatlicher Mittel in Verantwortung für die Schöpfung, im Hinblick auf die betroffenen Gemeinden um die Öffentlichkeitsdimension von Seelsorge, im Hinblick auf die Kirche um Erinnerung an ihr Wächteramt. Die ökumenischen Andachten am Franziskusmarterl in unmittelbarer Nähe zum Bauzaun sowie ständige Gespräche mit der Polizei waren essenzielle Bestandteile dieser Arbeit. Nach anfänglicher Zurückhaltung machte sich auch der Landeskirchenrat vor Ort ein Bild von der Situation; die Pfarrbruderschaft verlegte eine Januartagung nach Wackersdorf.

Als Christ in der DDR

Besonders eindrucksvoll war der Beitrag von *Dr. Christoph Körner* aus Mittweida zum »Widerstand im Wandel als Christ in der DDR«. Körner, heute in der »Arbeitsgemeinschaft Offene Kirche Sachsens« und bei den »Christen für eine gerechte Wirtschaftsordnung« engagiert, zog einen weiten Bogen durch die ganze DDR-Zeit bis in unsere Tage herüber. Verbot des schulischen Religionsunterrichtes 1953, Zurückdrängen der Kirchen aus der Gesellschaft nach dem 17. Juni, Verhöre und Einschüchterungsversuche auf der einen Seite standen Kurierdienste schon als Jugendlicher, öffentliches Singen von Bekenntnisliedern und Anteilnahme am kirchlichen Widerspruch gegen die Zwangskollektivierungen der Landwirtschaft entgegen. Körner gehörte zum ersten Jahrgang, der 1962 für die nationale Volksarmee gemustert wurde; er verweigerte, obwohl es noch keinen Ersatzdienst gab. Die Selbstverbrennung von Pfr. Oskar Brüsewitz 1976 auf dem Marktplatz von Zeitz als Protest gegen die atheistische SED-Politik war ein Fahnal des Widerstandes, die Einführung des Wehrkundeunterrichts 1978, die Losung junger Christen »Frieden schaffen ohne Waffen« als Gegenreaktion zum staatlich propagierten Militarismus, die erste Friedensdekade November 1980, die Entstehung von Umwelt- und Solidaritätsgruppen mit der sog.

»Dritten Welt« im Rahmen der Jungen Gemeinde waren weitere Stationen des »Widerstands im Wandel« verbunden mit z.T. harten Repressalien gegen die Beteiligten. Ende der 80er Jahre öffneten sich die Kirchen schließlich auch für außerkirchliche Oppositionsgruppen. Der Slogan der Leipziger Nicolaikirche »Offen für alle« war und ist dafür ein Symbol. Immer mehr kam eine offene demokratische gegen eine geschlossene Gesellschaft im Blick; so wurde schließlich die gewaltfreie Revolution von 1989 mit vorbereitet. Ganz in dieser Linie sieht Körner den heutigen Widerstand gegen die Religion des totalen Marktes aufgrund der biblischen Vision der Fülle des Lebens aus der Gerechtigkeit Gottes. »Der Fisch als Christussymbol des neuen Lebens sagt mir für meine Existenz: »Tote Fische schwimmen mit dem Strom, lebendige dagegen«,« so Christoph Körner.

... und heute?

In der letzten Runde berichteten junge Menschen über ihre heutigen Erfahrungen mit dem Widerstehen, die durchaus unterschiedlich ausfielen. Während *Gunther Barth* die Erfahrung macht, dass die kritische Arbeit des Laie bei den Theologiestudierenden wieder mehr Interesse gewinnt, machen *Katharina Eberlein und Ragna Miller* an der Berliner Humboldt-Universität die Erfahrung einer geradezu aggressiven Dominanz der Toleranz, die jedes politische Engagement oder auch die Kritik z.B. an den Hochschul-Rahmenbedingungen zu ersticken droht. *Anna Forssman* aus Kassel verbringt ihre gesamte Freizeit mit politischem Engagement etwa im antifaschistischen Kampf und macht die Erfahrung, durchaus Repressionen ausgesetzt zu sein, wenn man sich zu weit links von der »Neuen Mitte« engagiert. *Mirjam Limmer*, aktiv bei den Schülerprotesten gegen den Irakkrieg, machte ganz unterschiedliche Formen von jugendlichem Widerstand aus: Es gibt breiten öffentlichen Widerspruch wie etwa gegen den Irakkrieg, wenn Jugendliche den Eindruck haben: Da können wir etwas bewegen - da werden wir wahrgenommen. Es gibt aber auch einen eher ziellosen Protest gegen jegliche Normen und Autoritäten mit bewußten Verstößen gegen die »political correctness« und gegen alle Vernunft und Einsichten der Erwachsenen. Es gibt Widerstand in Form von persönlicher Respektlosigkeit und schließlich auch Widerstand gegen die eigene Ver-

suchung, dem Anpassungsdruck der Gesellschaft nachzugeben. Am Ende eines ungemein dichten Vormittages berichtete *Susanne Böhringer* vom ermutigenden Widerstand gegen die rechtsextremen Aufmärsche zum Todestag von R. Hess alljährlich in Wunsiedel. Unter dem Motto »Wunsiedel ist bunt« formiert sich dort ein ganz breites Bürgerbündnis trotz und gegen die Angst, die das Eingekreistwerden einer Kleinstadt von 3000 Neonazis an diesem Tag bedeutet.

Mit *Prof. Ulrich Duchrow* aus Heidelberg hatte sich die Pfarrbruderschaft einen Referenten eingeladen, dessen Schwerpunkt seit jeher die ökumenischen Bekenntnisprozesse gegen die Ausbeutung der Marginalisierten war. Nach der deutsch-deutschen Vereinigung hatte Duchrow mit anderen zusammen dazu aufgerufen, die Erfahrungen der Bürgerrechtsbewegungen in der DDR zur Erneuerung auch der politischen, wirtschaftlichen und kirchlichen Systeme des Westens fruchtbar zu machen.

Der Kairos-Prozeß

Insofern schlossen sich seine Ausführungen hautnah an das an, was Hans-Harald Willberg über den konziliaren Prozess oder auch Christoph Körner über den Widerstand im Wandel in der ehemaligen DDR berichtet hatten. Aktuell begleitet Duchrow einen Bekenntnisprozess, der sich seit 1995 durch einen Anstoß reformierter Kirchen aus dem Süden entwickelt hat und im Anschluss an den Widerstand gegen das Apartheidssystem in den 80er Jahren zum zweiten Mal als »Kairos«, d.h. als geistlich gebotener Moment für Umkehr, Befreiung und Neubeginn gesehen wird. Die Anfrage der Kirchen aus dem Süden lautet: Könt ihr, die Kirchen des Nordens, es mit eurem Glauben vereinbaren und ohne Widerstand zusehen, wenn durch die neoliberale Globalisierung immer mehr Teile dieser Welt in Elend und Chaos versinken? Dass die Auseinandersetzung mit der gegenwärtigen neoliberal-kapitalistischen Globalisierung als eine Bekenntnisfrage zu sehen ist, begründete Duchrow mit dem totalitären Charakter dieses System. Dazu zitierte er Friedrich von Hayek, einen der führenden Ideologen des Neoliberalismus: »Eine freie Gesellschaft benötigt moralische Bestimmungen, die sich letztendlich darauf zusammenfassen lassen, dass sie Leben erhalten: nicht die Erhaltung aller Leben, weil es notwendig sein kann, individuelles Le-

ben zu opfern, um eine größere Zahl von anderen Leben zu erhalten. Deshalb sind die einzigen wirklichen moralischen Regeln diejenigen, die zum »Lebenskalkül« führen: das Privateigentum und der Vertrag.« Hier werde also, so Duchrow, das Privateigentum zum einzigen Richter über Leben und Tod gemacht. Menschliche Opfer würden bewußt einkalkuliert. Diese Ideologie erinnere an biblische Bekenntnissituationen wie in Daniel 3: Dort symbolisiert die von »Nebukadnezar« bzw. Antiochus IV. aufgestellte goldene Statue, die alle Völker anbeten sollen, den verabsolutierten König und mit ihm das verabsolutierte, auf den Tauschwert zielende Herrschaftseigentum im Unterschied zum Gebrauchswert von Privateigentum, der auf die Lebensbedürfnisse bezogen sei. Die von allen anzubetende goldene Statue stehe für einen ideologischen Schein des Geldes; hier werde Allmacht und grenzenloses Leben vorgaukelt und gerade dadurch die konkrete Gemeinschaft der Menschen zerstört. Grundtext der biblischen Ökonomie sei dagegen die Manneschichte in Exodus 16: Niemand soll mehr sammeln, als er zum Leben braucht. Wohlstand ist nur Segen und

dient dem Leben, wenn alle daran teilhaben können. Tritt ein System dazu in eindeutigen Gegensatz, können sich jüdische Menschen nur verweigern. Das Gleiche gilt für Christinnen und Christen, wie Offb. 13 zeigt. Auch im römischen Reich konnten Menschen nur kaufen und verkaufen, wenn sie das Kennzeichen des absoluten Systems trugen.

Der aktuelle Kairos-Prozess wird mittlerweile auch vom Ökumenischen Rat der Kirchen und vom Lutherischen Weltbund mitgetragen.

Für die Kirchen und ihre Glieder in Westeuropa soll es hierbei vor allem um folgende Fragen gehen: Wie verhalten wir uns zu Geist, Logik und Praxis der neoliberalen Globalisierung und ihren zerstörerischen Folgen? Wie glaubwürdig sind wir in unserem eigenen Wirtschaften (Geldanlagen usw.)? Warum machen unsere Kirchen zwar die Armut zum Thema, zögern jedoch, sich mit Reichtum und Wohlstand auseinander zu setzen? Wie können die Kirchen die biblische Option für die Armen im Bündnis mit anderen zivilgesellschaftlichen Aktionsgruppen in die Politik einbringen?

Frieder Jehnes, Pfarrer in Bayreuth-St. Georgen

Bücher

Evangelisch zwischen Spessart und Rhön. Dekanat Lohr a. Main, herausgegeben vom Evang.-Luth. Dekanatsbezirk Lohr a. Main. Erlanger Verlag für Mission und Ökumene, Neuendettelsau 2003, ISBN 3-87214-800-1, 176 Seiten mit vielen farbigen Fotos. Gebunden, EUR 12,80.

Nachdem ich Mitte der 90er Jahre »meine erste Liebe« in den Kirchengemeinden Höllrich, Heßdorf und Weickersgrüben im Dekanatsbezirk Lohr a. Main entdeckt habe, hat es mich besonders gefreut, in dem vorliegenden Büchlein eine sehr gut gelungene Neuauflage des alten Dekanatsbuches aus den 70er Jahren in Händen zu halten.

Liebe Leserin, lieber Leser!

Noch nie konnten wir so schnell und (im Prinzip) problemlos kommunizieren. Man muß sich nicht einmal aus seinem Sessel erheben, ist nicht darauf angewiesen, dass der andere neben dem Telefon sitzt: Das Fax erreicht sie, per Mail kann ich ihm meine Frage vorlegen, auf dem Anrufbeantworter meine Frage hinterlassen.

Vielleicht waren unsere Ansprüche an Kommunikation auch noch nie so hoch – wir bekommen sie alle zu spüren. Dass die Pfarrerin nicht immer gleich erreichbar ist – auch nicht, wenn die Oma gestorben ist -, war für Gemeinde früher selbstverständlich. Vielleicht war damals das Vertrauen größer, dass sie etwas Nützliches tut, wenn sie nicht zu Hause ist und heute haben wir es mit immer mehr Menschen zu tun, die nicht wissen, was der Pfarrer tut, wenn nicht gerade Sonntag und Gottesdienstzeit ist. (Wer sich darüber ärgert: von wievielen unserer Gemeindemitglieder wissen wir denn, was sie jeden Tag so bei ihrer Arbeit tun? Auch wir klagen oft nur, dass

man sie kaum mehr besuchen kann, weil sie so selten anzutreffen und ansprechbar sind!).

Heute erwarten viele Menschen ständige Erreichbarkeit: mein Anliegen ist einfach immer so wichtig, dass alles andere unwichtig scheint. Die Verkäufer der Handies machen gute Geschäfte damit. Der Unmut ist groß, wenn man es zweimal vergeblich versucht hat – auch bei uns, wenn wir die in München »wieder einmal« nicht erreicht haben.

Wir wollen auch, mehr als früher gefragt und beteiligt sein vor Entscheidungen, auch wir nehmen eine Entscheidung im LKA nicht mehr einfach hin wie ein Urteil von oben. Ebenso erwarten Gremien Beteiligung, Information, Mitentscheidungsmöglichkeiten. Über die vielen Sitzungen, das viele Papier klagen sie ebenso wie wir.

Ich denke: wir müssen es alle noch üben: Rechtzeitig und umfassend informieren. Auch unsere Kirchenleitung muß es immer noch üben. Der Brief zu den Einsatzmöglichkeiten der PfarrerInnen z.A. ist ein Beispiel dafür: Minde-

stens zwei Informationen haben gefehlt: Dass die Alternative zum (teil-) fremdfinanzierten Einsatz der Einstellungsstopp gewesen wäre und ein Wort des Mitgefühls an die Gemeinden, denen ein z.A. schon länger versprochen wurde bzw. eines an die Kolleg/innen, die dort nun weiter vertreten.

Ich frage mich auch, warum man die Betroffenen nicht direkt über die Predigerseminare hätte informieren können – dann auch gleich mit Informationen, welche Unterstützungsmaßnahmen man ihnen zu geben gedenkt. (Da hätte man im Vorfeld auch gleich RPZ und hauptamtliche Schulbeauftragte einbeziehen können).

Mißlungene Kommunikation macht Ärger und Angst und schürt Gerüchte. Schade und schlecht in unseren Zeiten! Aber, wie gesagt: wir stehen vor der gleichen Aufgabe und auch wir scheitern immer wieder daran. Das hilft, nicht gar so »g'scheit« zu sein und (hinterher) besser zu wissen, wie man es hätte machen können....

Ihr

Martin Ost

Schon der äußere Eindruck ist bestechend und lädt ein, das Buch nicht einfach nur links liegen zu lassen, sondern ein bisschen darin zu stöbern. Dazu trägt sowohl die freundliche Umschlaggestaltung, wie auch eine gelungene Mischung von Text und Bild bei.

Ein Blick ins Inhaltsverzeichnis verrät eine klare Struktur. Der erste Hauptteil arbeitet sehr schön die allgemein geschichtlichen und insbesondere die kirchengeschichtlichen Hintergründe der Gegend zwischen Spessart und Rhön heraus und zieht den Bogen herein bis in die Gegenwart. Mit seinen landschaftlichen Beschreibungen bringt er die Leserin und den Leser zu der Frage: »Warum eigentlich nicht mal einen Urlaub in diesem wunderschönen Fleckchen Erde verbringen, ein wenig zu wandern und diese Veröffentlichung als einen kirchlichen Fremdenführer mitzunehmen?«

Der zweite Teil richtet den Focus auf die 23 Kirchengemeinden des Dekanats, von Bad Brückenau und Wildflecken im Norden bis nach Marktheidenfeld im Süden, von Partenstein im Westen bis hin nach Bonnland, mitten im heutigen Truppenübungsplatz Hammelburg gelegen. Die Artikel laden ein, sich irgendwo festzulesen und in die bewegende Geschichte der kleinen Orte, Dörfer und Städtchen einzutauchen, ein wenig vom Wirken Gottes an den Menschen dieser kargen Region zu erspüren und über die vielfältigen Angebote der meist sehr aktiven Gemeinden heute zu staunen.

Die übergemeindlichen Angebote im Dekanatsbezirk finden im dritten Teil ihren Platz. Man wundert sich über die vielseitige Palette kirchlicher Aktivitäten. Sie reicht von den alle zwei Jahre stattfindenden Dekanats-Kirchentagen über diakonische Aufgaben, Familien-, Kinder- und Jugendarbeit bis hin zu Militär- und Notfallseelsorge.

Ein kleiner statistischer Überblick rundet das Gesamtbild ab. Hier erfährt man z.B. die Anzahl der Gemeindeglieder und die Zahl der ehrenamtlich Mitarbeitenden ebenso, wie die Anschriften der einzelnen Pfarrämter oder die zugehörigen Gemeindeteile.

Insgesamt bleibt nur zu hoffen, dass dieses Projekt des Erlanger Verlags für Mission und Ökumene möglichst zügig für alle bayerischen Dekanate umgesetzt werden kann. Für alle dekanats-internen Büchertische und Verkauf Gelegenheiten ist dieses Büchlein ein absolutes »Muss«. Die alljährliche Su-

che nach geeigneten Weihnachtsgeschenken für ehren- und hauptamtlich Mitarbeitende in den einzelnen Kirchengemeinden dürfte dieses Jahr nicht allzu schwierig sein – zumindest nicht im Dekanat Lohr a. Main.

Thomas Paulsteiner, Pfarrer im Missionswerk, Neuendettelsau

Evangelisches Missionswerk Deutschland, Menschen mit einer Mission, Jahrbuch Mission 2003, Hamburg 2003, ISBN 3-921620-71-6

Mission wurde für mich immer lebendig und blieb im Gedächtnis, wo sie mit Personen, Erfahrungen und Geschichte(n) verbunden war. Gegen solche Personalisierung hat mancher sich gesperrt: es geht doch um die »Sache«! Dem Anliegen der Mission hat man so letztlich nicht gedient.

Natürlich werden heute andere Geschichten erzählt, andere Erfahrungen weitergegeben als in den Tagen Christian Keyzers oder von Johannes Flierl. Das »Jahrbuch« erzählt solche Lebensgeschichten und solche Erfahrungen. Deswegen liest es sich durchaus spannend. Es bietet ein buntes Bild aus vielen Weltgegenden, gesehen mit den Augen von Menschen - subjektiv also. Man kann das Buch zur eigenen Weiterbildung zum Thema »Mission« nehmen, kann daraus aber auch Material für den Unterricht oder die Gemeindearbeit nehmen.

Die Rezensionen einschlägiger Bücher nehmen nur einen kleinen Teil des Buches ein - wer sich dafür nicht interessiert, kann sie mühelos ignorieren. Hilfreich könnten dagegen die aktuellen Adressen aus Mission und Ökumene sein, die das Buch bietet: eine Übersicht über die verschiedenen Missionswerke und ihre Mitglieder, evangelische und katholische Missionswerke und viele Einzelpersonen.

Ein echtes Handbuch, ansprechend, aber nicht zu aufwendig gestaltet.

Martin Ost

Ankündigungen

Amt für Gemeindedienst

■ Vorbereitungstagung zur 66. Bibelwoche

Der Prophet Hosea

9. bis 12. September 2003

Ort: Hesselberg

Lust auf gemeindenahe Theologie und deren praktische Umsetzung?

Alttestamentliche Exegese, systematische Herausforderungen, praktisch-theologische Reflexionen für eine Bibelwoche, eine Gottesdienstreihe, Hauskreise, Religionsunterricht, Erwachsenenbildung usw.

Prof. Dr. Jörg Jeremias, eine Kapazität in der Alttestamentlichen Theologie, wird uns die exegetische Auslegung darbieten. Er sieht die Aktualität der Bibelwochenreihe vor allem darin: Gottes Suche nach einem Volk, das immer wieder eigene Wege geht. Was ist das für ein Gott? Schuld und die Möglichkeit des Neuanfangs.

Kosten: 85,- Euro

Anmeldung: Amt für Gemeindedienst, Evangelisation und Gemeindeaufbau, Tel.: 09 11 / 43 16 280

Weitere Informationen: Karl-Ernst Schaffland, Tel.: 09 11 / 43 16 - 282, Peter Zeitz, Tel.: 09 11 / 43 16 - 281

Postvertriebsstück
Dt. Post AG
Entgelt bezahlt

Freimund-Verlag
Postfach 48
91561 Neuendettelsau

Freud & Leid

aus unseren Pfarrhäusern

Geboren:

Philine Tabea Töpfer, 4. Kind von Ute und Bernd Töpfer am 26.6. (Markt-Heidenfeld)

Gestorben sind:

Max Seidel, 93 Jahre, zuletzt Pfarrer in Regensburg, am 8.6. in Pettendorf-Kneiting (Witwe: Helga Lacler-Seidel)

Renate Wilhelmine Hanna Irma Wierbernit geb. Möller, 69 Jahre, am 9. Juli 2003 in Griesbach (Witwer: Gerson)

die gemeinde akademie

■ Kybernetisches Training 2004

20. bis 23. Jan. 2004

04. bis 07. Mai 2004

20. bis 23. Sep. 2004

In drei Kursbausteinen vertiefen und erweitern die Teilnehmenden ihre Fähigkeiten und Kenntnisse in wichtigen Bereichen von Leitung, Führung und Organisation. Die Teilnehmenden sollten die ersten Berufsjahre hinter sich haben.

Für Hauptamtliche, die in der Kirche in leitenden Funktionen tätig sind, oder sich darauf vorbereiten, z.B. Pfarrer/innen, (Referats)-Leiter/innen in Diensten und Einrichtungen, hauptamtliche Kirchenmusiker/innen.

Kosten: pro Teilnehmer 650 Euro

Leitung: Eckehard Roßberg, Gudrun Scheiner-Petry

Anmeldung bitte schriftlich an: Evang.-Luth. Gemeindeakademie, Rummelsberg 19, 90592 Schwarzenbruck, Tel: 0 91 28 / 91 22 - 0, Fax: 0 91 28 / 91 22 - 20, e-mail: gemeindeakademie@elkb.de

■ Halbzeit im Kirchenvorstand Bilanz ziehen: Gelungenes würdigen und Schwieriges ansprechen Zukunft planen: Schwerpunkte setzen und nächste Schritte vereinbaren

Wochenenden für Kirchenvorstände:

November 2003 (schon ausgebucht)

13. bis 15. Febr. 2003

12. bis 14. März 2004

Leitung: GemeindeberaterInnen unserer Landeskirche

Kosten: Unterkunft und Verpflegung 98 Euro im Einzelzimmer, 89 Euro im Doppelzimmer, Tagungsgebühr: 250 Euro pro Kirchenvorstand

Anmeldung bitte schriftlich an: Evang.-Luth. Gemeindeakademie, Rummelsberg 19, 90592 Schwarzenbruck, Tel: 0 91 28 / 91 22 - 0, Fax: 0 9128 / 91 22- 20

Diakonisches Werk Bayern

■ Erfahrungsraum Diakonie

Qualifizierungsprogramm für Pfarrerinnen und Pfarrer

Juni 2004 bis Oktober 2005

Infotag: 3. Februar 2004

Zielgruppe: PfarrerInnen, die nach ihrer Ausbildung bereits einige Jahre in der Gemeindearbeit tätig waren oder über vergleichbare Erfahrungen verfügen.

Kosten: 2088 Euro + Supervisionskosten (hier sind die Zuschüsse des DW und der Landeskirche bereits abgezogen!)

Anmeldung zum Infotag bis 16.1., weitere Auskünfte: DW, Diakonie-Kolleg, Postfach 12 03 20, 90 332 Nürnberg, Fax: 09 11 / 93 54 416

Letzte Meldung

Ein Christenmensch ist ein freier Herr aller Dinge....

»Christen müssen menschliche Grundwerte verteidigen«

»Christen müssen Menschen in Notlagen beistehen«

»Christen müssen das Leben verkündigen«

»Der Mensch darf sich nicht als »Schöpfer« fühlen«

Die ersten vier Überschriften in *epd Informationsdienst Nr. 23, 11.6.03*

Amt für Gemeindedienst

Arbeitskreis für evangelistische
Gemeindearbeit
Werkstatt-Tag

■ »Ihr habt mich besucht«

Missionarisch-diakonische Besuche in der Gemeinde

20. Oktober 2003, 10.00 Uhr bis 15.30 Uhr

Ort: Haus Rothenstein der Heilsarmee, Nürnberg,

Referent: Pfr. Ulrich Laepple, Berlin

Kosten: 8 Euro

Anmeldung bis 6. Oktober: Amt für Gemeindedienst, Sperberstr. 70, 90461 Nürnberg,

Tel.: 09 11 / 43 16 - 280, Fax: - 286,

E-Mail: evangelisation@afg-elkb.de

Impressum

Schriftleitung: Martin Ost, Kirchplatz 3, 97348 Markt Einersheim, Tel. 0 93 26/9 99 80, Fax 9 99 82, eMail: Martin.Ost@t-online.de in Gemeinschaft mit Karin Deter (Nürnberg), Rosemarie Leipolz (Erlangen), Bernd Seufert (Nürnberg).

Erscheint 11 mal im Jahr (außer September) jeweils zum Monatsanfang.

Den Text finden Sie auch auf der Internetseite

www.pfarrverein-bayern.de

Redaktionsschluß ist der 15. des Vormonats.

Anzeigen und Druck: Freimund-Druckerei Neuendettelsau,

Ringstr. 15, 91 564 Neuendettelsau, Tel. 0 98 74 / 6 89 39-0, Telefax -99.

Bezug: Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 4,60 Euro einschließlich Postzustellgebühr. Bestellung über den Pfarrer- und Pfarrerinnenverein in Bayern.

Änderungen der ständigen Anschrift (bei Wechsel der Wohnung) – auch von Mitgliedern des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins – sind zu richten an den

Herausgeber: Pfarrer/innenverein in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern e.V.,

Pfarrer Klaus Weber, Rinnig 8, 96 264 Altenkunstadt,

Telefon 0 95 72/79 05 00, Fax 79 05 01, e-Mail: info@pfarrverein.de